P.o.germ.
2060
e(1

P.O. germ. 2060

(1

Inhalt d. 1. Bds

1–46	Paul Pömmer	de la Motte-Fouqué
47–66	Fragmente	Franz Horn
67–103	Sieg der Treue	H. von Chezy
104–150	Die arme Marie	Gustav Jördens
151–197	Der Hypochonder	Verf. v. Julius Briefe
198–221	Liebeszwist	Karl Stein

Nicht in den Buchhandel gekommen.

Goed. VIII, 97, 193

Mit beiden Titeln in Bd. 3, die weder bei Goedeke, Deneke oder Borst erwähnt

Mir ist kein in 4 Bdchn. gebundenes Expl. bekannt

42/1014/4

<36604514790010

<36604514790010

Bayer. Staatsbibliothek

Gaben der Milde.

Erstes Bändchen.

Mit Beiträgen

von

Helmina von Chezy, de la Motte-Fouqué, Franz Horn, Gustav Jördens, Karl Stein, und der Verfasserinn von „Juliens Briefe."

Für die Bücher-Verloosung „zum Vortheil hülfloser Krieger" herausgegeben von F. W. Gubitz.

Berlin, 1817.

Bayerische Staatsbibliothek München

A 172174 2

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Paul Pommer.

Scenen aus dem Leben eines preußischen Invaliden.

Von

de la Motte Fouqué.

I.

In einer der preußischen Provinzen, ganz dicht am Weserufer, hatte sich eine gar anmuthige Besitzung erhoben, auf höchst ordentliche Weise angebaut; ein hübsches Häuschen, aus dunkelem Buchenhaine schauend, inmitten, reiche, vortrefflich eingehegte Gärten und Kornfelder umher. Das alles gehörte dem alten Invaliden Paul, den sie hier Paul Pommer nannten: nicht etwa, weil das sein Zuname gewesen wäre, sondern weil ihn der liebe Gott hatte in Pommerland geboren werden lassen, und er darauf — als auf einen absonderlichen Vor-

zug — ganz ausnehmend viel gab, ohne jedoch der tüchtigen Menschenart, in deren Umgebung er jetzt wohnte, das mindeste von ihrer Kraft und Würdigkeit absprechen zu wollen. Deshalb gewannen ihn auch alle Nachbarn sehr lieb, und legten ihm jenen, ihm höchstwohlgefälligen Zunamen bei. Anfangs hatten ihn Einige Paul Schnautzbart genannt, weil er immer, gegen die Landessitte, einen solchen auf der Lippe trug; aber das litten die Kinder aus der Gegend nicht, denn ihnen kam Paul gar freundlich, das Wort Schnautzbart aber ganz abscheulich vor. So auch hieß man ihn wohl zu Anfang Paul Dolmann, weil er seine also genannte rothe Husarenjacke beständig beibehielt; aber Dolmann klang beinah wie „Tollmann," und ein toller Mann war nun der tüchtige, freundbeflissene Paul durchaus nicht. Es mußte also schon ein und allemal sein Bewenden haben bei dem Namen: Paul Pommer. —

Es war in der schwergedrückten Zeit unsres lieben deutschen Vaterlandes, — die

Mancher jetzt gern vergessen oder doch ihre strengen Farben verwischen will, um sich sündlichem Gemurre und unzufriednet Klugthuerei desto bequemer hinzugeben, — da saß eines Abends Paul Pommer mit seinem schönen Töchterlein Helene am heimathlichen Tisch, und die blühende Jungfrau las ihm etwas aus den Zeitungen vor, denn dem alten Paul Pommer ging es nicht, wie den oben erwähnten klugen Mukkern; vielmehr war er selbst in jenen Angsttagen beflissen, etwas Gutes und Liebes und Hoffnungbringendes aus den Weltläuften herauszubuchstabiren, aber freilich hielt das grade dazumal ausnehmend schwer.

Er winkte dem Mädchen, inne zu halten, nahm sein Mützchen von dem kahlen Scheitel, und sah einige Augenblicke lang mit gefalteten Händen himmelan; dann sagte er lächelnd:

„Der droben lebt dennoch, liebes Lehnchen. — Mögen sie's auch in Spanien und Italien und Deutschland mit Königen

und Päpsten anstellen wie sie wollen, — mögen sie uns hier auch beinah das Herz ausreissen, um das Bild unsres angebornen Herrn drin zu finden und zu vertilgen, wie englische Waare, — ja recht, mein Lehnchen, englische Waare ist es! —

Der droben lebt!
Und weil erbebt
In Angst und Zorn
Manch böser Dorn,
Sehn wir's aus allen Wettern:
Der droben wird bald schmettern!

Aber heute wird mir vor allen Rüstungen gegen Rußland das alte, schwache Herz doch gar zu weh und schwer, und drum, lieb Lehnchen, leg' mir für jetzt die Zeitungen fort, und laß uns von irgend was andrem schwatzen."

„Erzählt mir's doch wieder einmal, Vater, wie ihr mit Fritzens Vater so blutige und schöne Bekanntschaft machtet."

„Ja, ja! Wiedererzählen!" lächelte der Alte. „Willst mich ordentlich in eine Schlinge locken, närrisches Kind, und sagst

dazu: hier liegt die Schlinge! Wiedererzählen! Wir Alten erzählen ein Ding wohl gerne mehrmal, weil es ordentlich ist, als verjünge man sich dabei. Aber Ihr junges Volk, die Ihr noch so viel zu erleben vor Euch habt, und so gut, als gar keine Erinnerungen hinter Euch, Ihr kichert nur dazu, und flüstert heimlich in Euch hinein: schon wieder die alte Geschichte von Anno dazumalen!“

„Nein, Vater,“ sagte das ernste Lehnchen, „so häßlich ist es, Gott sei gepriesen, nicht mit mir bestellt. Und vollends die Geschichte, um die ich Euch jetzt eben bat, — die könnt' ich aus Eurem lieben Munde zu vielen tausendmalen hören, und hörte sie fürwahr doch immer mit neuer Lust. Mir geht es damit, wie den Kindern mit gewissen Lieblingsmährchen, sie wissen sie auswendig, sie helfen mit ein, wo man etwas ausläßt oder anders erzählt, und dennoch sind grade diese ihre allerschönste und beste Lust.“

„Nun, wenn's denn einmal nicht anders sein kann, Schmeichelkätzchen;“ erwie-

derte Paul Pommer, sich behaglich zurecht rückend, einen Zug aus dem Bierkruge vor ihm thuend, und seine lange Pfeife in bessern Gang bringend; „wenn's denn einmal nicht anders sein kann, so höre zu."

„Es war im Feldzuge 1794, da überfielen wir die Patriotenfranzosen noch einmal zu guter Letzt um die Herbstzeit bei Kaiserslautern. Das hochmüthige Volk mochte sich eingebildet haben, wir wollten nur recognosciren, und würden uns in ihrer Wald- und Bergstellung nicht an sie wagen, — und nun mit einmal; hast du nicht, kannst du nicht, drauf los, und sie geworfen, daß sie nicht wußten, was rechts oder links war. — Wie's denn an dem Tage so lustig vorwärts ging durch Wald und Thal, — nun mal ein freies Plätzchen, dann wieder ein unheimlich Gebüsch, — hielt ich mich immer mit einem Füselier zusammen, einem kreuzbraven Kerl, und wir halfen Einer dem Andern gut aus, wo eben seine oder meine Waffe am besten galt. Und das paßte sich ausnehmend wohl, denn

wie ein flinker Bursch er war, von noch kaum dreißig Jahren, hatte ich doch — beinah schon ein Funfziger dazumal — ein gut Theil Kriegsklugheit und Kriegserfahrung mehr im Kopf, und rief ihm und seinen jüngern Kameraden sorglich zu, wo sie etwa im Begriff standen, irgend ein unnützes Wagestück zu begehn. Ja, Lehnchen, das kannst du mir schon glauben, da commandirt ich dir ordentlich, als wär' ich was Großes gewesen: etwa ein Kornet, oder gar ein Lieutenant!"

„Aber alle Lust auf Erden hat ein Ende, und oftmalen ein recht plötzliches. Da giebt uns der Feind aus seinen letzten paar Stükken unversehens noch eine Kartätschensalve, und paff! liegen mein Rothschimmel und ich über einen Haufen, daß wir uns erst gar nicht besinnen können, ob wir lebendig sind oder todt. Der Rothschimmel half sich noch am ersten wieder auf, aber er konnte doch vor der Hand auch weiter nichts, als recht kläglich auf der kleinen Waldwiese umherhinken. Er hatte einen Schuß in's rechte

Blatt. Mich aber hatte es in Arm und Bein zugleich gepackt, und that mordmäßig weh. Dazu goß es vom Himmel wie mit Eimern, und ich schwamm in Wasser und Blut zugleich."

„Da hörte ich ein Aechzen aus dem nahen Busch herüber. — „Vielleicht kannst du helfen," dacht ich, „und auf allen Fall kommst du ein bischen trockner zu liegen, als hier!" und so kroch ich denn auf allen Vieren hin. Lieber Himmel, da lag mein wackrer Füselier, und den hatt' es viel schlimmer gefaßt, denn das Blut rann ihm in ganzen Strömen grad' aus der Brust. Nachdem ich mich nun gehörig besonnen hatte, merkt' ich wohl, zu helfen sei hier eben bei dem Kameraden nichts mehr; man müsse sich nur auf's Trösten legen. Und da sagt' ich ihm denn: er solle hübsch Geduld haben zu guter Letzt; mit den Schmerzen sei es nun bald vorbei, denn er stehe schon so gut als mit einem Fuße in der Ewigkeit; dahinein aber dürfe ein jeder Christenmensch getrosten Muthes blicken,

und ein Christenmensch sei er ja doch gewißlich auch."

„Ich sah wohl, mein Trösten schlug an; er lächelte recht hold und freundlich. Aber mit Eins stieg es wie eine schwarze, bange Erdensorge wieder in seine Augen herauf. — „Was hast auf dem Herzen?" sprach ich. „Raus damit, braver Kamerad, wenn du noch sprechen kannst!" — Da klagt er mir was vor von seinem einzigen, unversorgten Söhnchen; das sei nur erst zwei Jahre alt, und die Mutter sei auch schon todt, und nun müsse es als eine verlassene Waise ganz und gar verkommen oder verderben. — „Kammerad" sag ich, das soll mit Gottes Hülfe nicht geschehn; denn ob ich gleich recht lahm geschossen bin für diese Welt, komme ich doch vermuthlich wieder auf, und dann nehme ich deinen kleinen Jungen an, als mein eignes Kind." — Da traten dem guten Füselier ordentlich Thränen in die Augen, aber dennoch hätte er mich beinah ein wenig ausgelacht. — „Kamerad," sprach er endlich mühsam,

„du meinst es gut, aber was denkst du armer, alternder Krüppel dir noch meinen armen kleinen Jungen aufzuladen? Höchstens wirst du doch ein Thorschreiber oder ein Nachtwächter oder so ein Ding. Nein, du treuer Mann, ich will dich in deinem trüben Alter mit so einer Vormundschaft nicht plagen. — Aber da kam das Lachen an mich. „He, Kamerad" rief ich, „sahst du wohl, wie ich vor einer halben Stunde den Chasseur-Obersten fing? der hatte dir eine dicke Goldbörse, und die steckt mir hier im Dolman, und seine goldne Uhr in der Tasche. Und unser Regiments-Quartiermeister hat noch bessre Beute für mich in Verwahrung, denn etwa vor zwei Monaten hob ich dir einen Patrioten-Commissair hinter der feindlichen Front auf. Der verwunderte sich 'mal! Aber du kannst denken, daß er noch ganz andre Füchse bei sich trug, als mein Oberst von heute. Sieh 'mal, ich wußte erst gar nicht, warum der liebe Gott das Alles auf mich alten Hagestolz losregnen ließ, aber nun weiß ich's:

deinen Jungen soll ich davon erziehn, und nun sage mir nur hübsch, wie er heißt und wo ich mein Pflegekind finde." Und das that er denn auch, und dann betete er, und machte die Augen zu und ging in den Himmel."

An Lehnchens Wimpern perlte ein liebefeuchter Thau. — „Und Ihr zogt her," so vollendete sie in holder Begeisterung des Vaters Erzählung, „und suchtet und fandet den armen kleinen Fritz, und wie zum sichtbaren Erdenlohn ließ Euch Gott meine liebe, seelige Mutter finden!" —

„Ach Lehnchen, auf so kurze Zeit nur!" seufzte Paul, und auch in seinen Augen funkelte etwas, wie verhaltne Thränen. „Doch verhüt' es Gott, daß ich mit ihm rechten sollte. War es ja doch ein übergroßes Heil, daß mich das sittige schöne Mädchen liebgewann, mich schon alternden Schnautzbart, und mir ihre treue Hand gab, und drei Jahre lang einen Vorschmack des Paradieses! — Nun, lieben Kinder, auch Ihr habt mir's nachher zum anmuthigen

Geschäft gemacht, Euch aufzuerziehen. Ihr wart beständig fromm und gut und ehrbar, das kann und muß ich Euch recht aus vollem Herzen bezeugen."

„Ach," sagte Lehnchen ganz leise, „warum hört das nur Eines von uns Zweien!"

Paul Pommer hatte des Mädchens Geflüster nur halb vernommen, aber er schien die Bedeutung zu errathen, legte die Pfeife weg, richtete sich stramm empor, wie ehemals wohl in der Heerschau, und sagte sehr ernsthaft:

„Da muß mir kein Mensch auf Erden einreden wollen, wo es die Pflicht für meinen König gilt. Ja, meinen König heiß' ich ihn ungescheut noch immerfort, wenn gleich er uns für jetzt geboten hat, stille zu sein, und der unrechtmässigen Uebermacht zu gehorchen. Aber wem gilt das, als uns, die wir Krüppel sind, oder vom Landbesitze gebunden werden, oder sonst nicht von dannen können, weil Weib oder Eltern oder andres Heiliges einen Hemmschuh anlegt? — Drum konnte das den Fritz nichts angehn,

und ich gab ihm mit gutem Gewissen so viel Thaler in die Hand, als ich erübrigen konnte, und sagte: eil' dich, daß du über die Elbe kommst, dahin, wo es noch ein Preußenland giebt, und wenn Gott ein tüchtiges Wetter heraufführt, so trage du Leib und Leben für deinen frommen König in Ehren und Treuen zu Markt. „Und Kind, ich habe wahrhaftig recht dran gethan."

„Ja, Vater, wenn's eben Krieg wäre, da ließ' ich mir's auch noch gefallen. Aber so! Der König braucht jetzt keine Soldaten mehr."

„Das schwatzt und schwatzt! Kommt Zeit, kommt Rath; kommt Rath, kommt Krieg; kommt Krieg, braucht man auch Soldaten."

„Und derweile, guter Vater, muß Fritz als Gärtner arbeiten in den fremden Landen. Da könnt' er Euch doch viel besser hier zur Hand gehn."

„Lehnchen, Du bist mir immer vorgekommen, wie Fritzens geborne Braut. Und seit Ihr einander von hier nach dort und dort nach hier so viele Briefe schreibt, die

ich nicht einmal ganz zu lesen kriege, mag es wohl vollends richtig geworden sein. — Werde nicht roth. Mir wär' es ganz recht. — Aber ich will, daß er mit leichtem, fröhlichen, vorwurfsfreien Herzen aufbrechen soll, wenn ihn zur rechten Stunde sein rechter König ruft, und wie sollt' er das anfangen in dieser beängsteten Luft? Eh' aber ein solcher Ruf nicht erklingt, ist ja doch an keine Freude und rechte Hochzeitlust auf Erden zu denken."

Eine Trompete schmetterte aus dem nahgelegnen Dörfchen herüber. Freudig fuhr Paul Pommer empor, und schaute nach seinem alten Säbel an der Wand. Bald aber, sich wieder in den Lehnstuhl sinken lassend, sagte er mit unwilligem Lächeln: „Narrenspossen! 'S ist wieder einmal der alte Puppenspieler, der mit seiner schönen Melusine umherzieht und mit seinem wüthenden Roland, und was weiß ich mit was für Dingen noch sonst!"

„Wie wär' es, Vater," sagte Lehnchen, immer auf seine Freude bedacht, „Ihr schlendertet einmal ein bischen hinunter in's Dorf,

und säht Euch das Spiel mit an. Vordem doch pflegtet Ihr bisweilen Eure Lust dran zu haben."

„I ja," schmunzelte der Alte, „es sieht sich schon ganz hübsch an, wenn sich die Ritter und Kaiser mitsammen herumhauen, und Kasperle macht seine Späße ganz dreist dazwischen fort, — aber, Lehnchen, als die Nachricht von dem großen Unglück Anno Sechs hier anlangte kam ich grade auch aus einem solchen Puppenspiel. Seitdem hab' ich mir es sehr verleidet. Ja, wohl manchmal gar ist mir zu Muth, als ob — aber nein! der liebe Gott freut sich doch gewiß mit, wenn seine Menschen in Ehren fröhlich sind, und der schönen Geschichten aus uralter Zeit behaglich gedenken. Gieb Du mir nur immer Mantel und Mütze her, gutes Lehnchen. Ich will in Gottes Namen ein bischen nach der schönen Melusine hinunter gehn."

2.

Seit diesem Abende waren der ernsten inhaltschweren Monden schon mehr als

zwölf dahingegangen. Paul Pommer hielt seine ehrlichen Hoffnungen immer frisch aufrecht, nur daß er mehr und mehr zu glauben anfing, das Beste und Schönste werde erst hervorkeimen, wenn ihm schon längst sein eigner, stiller Grabhügel aufgeschaufelt sei. Wohl hatte der Welttyrann großen Schiffbruch in Rußland erlitten, aber Deutschland blieb ja noch immer so ruhig. Wenigen Verkehr hielt der alte Paul mit andern Menschen. Nur wenn die schöne Melusine oder der rasende Roland ab und zu das nahe Dorf besuchten, pflegte auch er sich noch immer im Wirthshause einzustellen.

An einem der ersten Märzabende 1813 war denn das auch wieder einmal der Fall. Das Zimmer war von Zuschauern mit und ohne Tabackspfeife vollgedrängt, zwei Geigen und ein Baß kreischten einen Walzer her, Paul Pommer hatte seinen gewohnten Ehrenplatz, auf einem Lehnstuhl vorn, gerade der Bühne gegenüber, behaglich inne.

Der Vorhang ging auf; die Musik

ver-

verstummte nach einem letzten, gellenden Schrei.

Glänzende Gestalten kamen auf der kleinen Bühne herangestapft, mit Stern und Ordensband, und hielten Gespräche mitsammen, aus denen Paul Pommer erst gar nicht recht klug werden konnte. „Es muß ein ganz extraneues Stück sein;" dachte er bei sich selbst; „wenigstens die schöne Melusina ist es nicht, und eben so wenig der rasende Roland, und viel weniger noch der weibliche Straßenräuber." — Von Kanonen war die Rede, — von einer Festung, die man nicht mehr vertheidigen könne; — dem alten Paul ward es immer heißer und wunderlicher, und wie er endlich recht genau hinblickte, ward er gewahr: die papiernen Röcke sollten preußische Uniformen vorstellen, und Fetzen von preußischen Degenquasten hingen den Puppen theils als Schärpen um den Leib, theils von ihren goldpapiernen Degen=Gefäßen herab. — „Halt! Richt't Euch!" commandirte Paul mit donnernder Stimme. „Und Ober= und

Unteroffizier, oder was sonst hier für ein Ding zu befehlen hat; vorwärts marsch!" — Ein schwarzer Krauskopf tauchte höhnisch lächelnd zwischen den Puppen auf, und fragte: was ein hochverehrtes Publikum zu befehlen habe. Nun erhub sich zwischen Paul Pommer und ihm folgendermaßen Frage und Antwort:

„Wie heißt das Stück, was man hier aufführt?"

„Die Belagerung und Einnahme von Kolberg, mein hochgeschätzter Gönner, durch den unüberwindlichen General Loison!"

„Er hochgeschätzter Affe, red' Er mir nur kein dummes Zeug vor. Kolberg ist wohl in seinem ganzen Leben nicht eingenommen worden, am wenigsten aber durch Seinen sehr überwindlichen General Loison. Und wer davor gut war, den kennen wir Alle, und ich bring' ihm hiermit ein freudiges Vivat hoch!"

„Vivat hoch!" riefen viele rüstige Kehlen dem alten, geliebten Paul Pommer nach, und die zwei Geigen und der Baß ließen

auf den gebietenden Wink eines jungen, kraftvollen Hofbesitzers einen gar gewaltigen Tusch dazu hören.

Nach wiederhergestellter Ruhe gab der Krauskopf zu vernehmen, wie man doch hier in der Entfernung nicht eben genau wissen könne, was eigentlich vor Jahren bei Kolberg vorgegangen sei; man solle doch mindestens, der edlen Kunst zu Liebe, sich's auf ein Stündchen so vorstellen, als seie Kolberg wirklich in des unüberwindlichen General Loison Gewalt gerathen. —

Aber Paul Pommer unterbrach die höfliche Rede, gehobnen Krückstocks gegen das Theater anrückend. „Es ist schon überhaupt sehr ungezogen," sagte er gelassen „daß Er preußische Feldzeichen auf Seine Lumpenbretter bringen will; ich glaube gar, dahinten untersteht Er sich schon, mit einigen preußischen Papierfahnen vorzukommen; will er aber nun vollends Lügen unter die Leute bringen, sieht Er, da mach ich's für mein Part so: Erst nehm' ich Alles, was aussieht wie preußisches Feldzei-

chen, mit schuldiger Ehrerbietung aus Seinem Kasten fort, und dann schlag' ich die Puppen entzwei, und Ihn selber blau. — Er kann aber dem Allen noch entgehen, wenn er ohne weiteres für jetzt das Maul hält, und nachher die schöne Melusina aufführt."

Und die schöne Melusine ward unter allgemeinem Beifall dargestellt, und Paul Pommer sah ihr diesmal mit ganz absonderlichem Behagen zu.

Nach beendetem Schauspiel machte sich nickend und winkend und schmunzelnd der Schulze — oder wie sie es dorten nennen — der Bauermeister des Dörfleins gegen Paul Pommer heran. Gewöhnlich pflegte selbiger Beamte etwas ängstlich auszusehn, wenn es irgend eine Unordnung gegen das eben zufällig bestehende Regiment galt, und Paul wollte ihm schon mit seinem gewöhnlichen Trostgrunde entgegentreten: „den Hals wird's eben auch nicht gleich kosten, Gevatter!" — aber da lachte der Bauermeister in unverkennbarer Lustigkeit, steckte

dem alten Kriegsmann ein Blättchen in die Hand, und flüsterte: „leſ't es zu Hauſe, Gevatter, und leſ't es mit Andacht, Gevatter! Die fremden Geſichter werden nun hier wohl zum längſten prampirt haben. — Ei, ſeht Ihr ſchon im voraus ſo gar herzensvergnügt aus? So leſ't es denn lieber nur gleich, guter Gevatter. Ich möchte Euch gar zu gern mit eignen Augen den Jubel darüber anſehn. Und hier brennt eine Laterne hell genug, und wird uns ja nicht gleich ein Spion über die Schulter kucken.“

Paul Pommer that das Druckblättlein von einander und las. Es war die Breslauer Zeitung vom dritten Februar, den Aufruf des Königs an ſein Volk enthaltend. — „Juchhe!“ rief Paul Pommer, und hielt doch zugleich den Freudenausruf etwas dämpfend zurück, als fürchte er, damit ein Staatsgeheimniß kund zu geben, und küßte den Bauermeiſter ſehr, und lief mit dem Blättchen ſo raſch es nur immer der lahmgeſchoſſ'ne Schenkel erlauben wollte, ſeinem Hauſe zu.

Schon in der Thüre leuchtete ihm Lehnchen entgegen; fast heller noch mit den schönen funkelnden Augen, als mit dem hochgehaltenen Licht. Und in der andern Hand hielt sie einen Brief; den drückte sie, als um sich selbst zum Schweigen zu zwingen, plötzlich dicht mit dem Siegel an die Lippen, winkte den Vater in's Stübchen, und erst wie sie alles wohl verriegelt und versperrt hatte, gab sie ihm das kleine Schreiben in die Hände, voll überseeliger Entzükkung flüsternd: „es kommt vom Fritz, lieber Vater, wahrhaftig, es kommt vom Fritz. Und der Handelsmann, der es brachte, — Ihr kennt ihn ja wohl, der gute Christoph ist's, — der weiß auch Gelegenheit, eine Antwort sicher wieder über die Elbe zu bringen."

Paul Pommer las folgende Worte:

„Guter Pflegevater und herzliebes Lehnchen!"

„Hier bei uns im Preußenlande fängt es nun an, wieder gar fröhlich auszusehn. Mein guter Dienstherr will auch mich zu

einem Freiwilligen ausrüsten mit Pferd und Waffen, — von Freiwilligen wimmelt's bei uns auf allen Wegen, — und, Vater und Lehnchen, Euch die reine Wahrheit herausgesagt, ich habe das grüne Kollet schon an, und den Czako schon auf dem Kopf. Ach herzlieber Vater, aber wenn Euch nur keine Ungelegenheit daraus entsteht, falls man dorten erfährt, Euer Pflegesohn schlage mit los auf den Drachen! Laßt mich das bald wissen, damit ich recht frohen, ungestörten Muthes in's Feld rücken kann."

„Meines herzlieben Pflegevaters und meines gar holden Lehnchens

allergetreuster

Fritz."

Paul Pommer nahm eine Feder zur Hand, und schrieb unter heftigem Freudenzittern folgende Worte:

„Fritz!"

„Wenn du noch mein Fritz bleiben willst, so schlage tüchtig drauf los, und frage nach mir altem Narren nicht zu viel. Werd' ich mich ja doch schlimmsten Falls

schon wie ein guter Husar durchzuschnüren wissen. — Daß du überhaupt nur erst fragen konntest, — Fritz, das war allerdings ausnehmend dumm! — Weil du aber vor aller Antwort bereits in das Jägerkollet gefahren bist, mag Dir das dumme Fragen verziehen sein! — Gott seegne Dich, mein herzenslieber Junge."

Lehnchen aber schrieb noch drunter:

„Ficht rasch und dreist, lieber Fritz, damit Du dich bald zu uns herschlägst. Aber natürlich mußt Du dich dabei nicht todtschießen lassen. Beileibe nicht!"

3.

Es kam nun eine Zeit voll reicher, kühner Erwartung; aber das Erwartete selbst kam in Paul Pommers Gegend und Eigenthum noch immer nicht herein. Den Schlachtendonner auf heiligen Kampfesfeldern konnte man bis an dieses Weserufer noch nicht vernehmen, und was für Berichte davon in besoldeten Blättern standen, das nahm sich ein guter Deutscher

eben nicht sonderlich zu Herzen. Aber endlich schaffte der gute Handelsmann Christoph wieder einen Brief herein von Fritzens Hand, und die erste Freude darüber verkehrte sich bald in Wehmuth, so wie man nur die Ortsüberschrift las. Aus Schlesien war er geschrieben, weit hinter Breslau zurück; und: „Waffenstillstand" hieß eins der ersten Worte in den obersten Reihen.

Paul winkte seinem Lehnchen zu, daß sie mit Lesen innehalten möge, fuhr sich ein paarmal mit der Hand über die Augen, und saß nachher eine Weile ganz regungslos still. Endlich sagte er:

„Hätt' ich mich denn an jenem schönen Abende wirklich so ganz umsonst gefreut? Oder — was gar viel schlimmer ist! — wäre meine Freude ordentlich ein lügenhafter Vorbote nachfolgenden Leides und Jammers gewesen? — Das ist nun schon das zweitemal, daß es mir mit dem Puppenspiele so geht. Lehnchen, ich denke doch wahrhaftig nicht, daß der liebe Gott ein

Misfallen dran finden könnte, wie es der alte, mürrische Cantor bisweilen behaupten will. Ei, gütiger Himmel, sonst hätt' ich ja niemalen auch nur einen Fuß hineingesetzt. — Wie dem nun aber sein mag: was irgend noch kommen kann, — es ist und bleibt nur Gottes Wille, und wenn mein theures Preußenland untergehen muß vor der welschen Pest, so ist mir's auf alle Weise lieber, daß es an einem tüchtigen Aderlaß verblutet, als daß es auf elendigliche Weise an der Auszehrung stirbt. Und lies Du also nur getrost und freudiglich weiter mein liebes Töchterlein."

Und Lehnchen las, und die Kunde der sieghaften Ehrenschlacht von Lützen quoll begeisternd von ihren Lippen, und wie der Rückzug im Rathe Gottes und der Feldherrn beschlossen gewesen sei, nicht aber ein Triumph des Feindes; nur fern und sorglich habe der Franzmann den Abmarschirenden nachgestarrt. Und dann handelte sich's von dem Bauzner ungünstigem, aber glorreich blutigem Tag, und von dem herrlichen

Haynauer Reitergefecht und manch anderm kleineren Heldentreffen sonst, und wie Kosacki ordentlich spottend mit dem scheu verfolgenden Feind gespielt habe; — und nun, schloß der Brief, nun rücke Landwehr auf Landwehr in's Feld, und manche ausgeruhte Russenschaar komme heran, und Oesterreich rüste sich für die gute Sache. —

Da fiel der alte Paul seinem Kinde um den Hals, uud rief freudeweinend:

„Wir sind's gar nicht werth, die Dinge zu erleben, die da kommen werden, denn wir sind gar nicht im Stande, uns genugsam darüber zu freuen. Aber wenn Fritz im Victoriarufen und Victoriaschießen, und was weiß ich mit was noch für Herrlichkeiten sonst! hier einrückt, und ich bin schon lange todt und begraben, — liebes Lehnchen, da seeg'ne ich Dich im Voraus ein als seine Braut, und weil ich doch auch etwas von der Verlobungsfeier abhaben will, so hole mir auch im Voraus eine Flasche Elfer herauf! — Sieh mich nicht so verwundert an. Das sag' ich Dir, wenn die

Preußen einmal anfangen sich auf die Manier zu schlagen, und dabei festhalten an Gott, ihrem lieben Herrn, — da, — ob auch Alles noch viel toller kreuz und queer zu gehn scheint, — da kenn' ich sie drauf: das heißt ganz nothwendiger Weise: Victoria!"

4.

„Bei Leipzig ward geschlagen,
Bei Leipzig kühn und stark,
Und Freund und Feinde lagen,
Der Länder bestes Mark.
Manch eine Braut muß trauern,
Manch Mütterchen weint sehr,
Doch kommt nach Regenschauern
Der Frühling hinterher."

Diese Verse hatte Lehnchen von einigen in der Herbstzeit, gleich Zugvögeln umhersingenden Bettelknaben auswendig behalten, und — wie es schien — zu ihrer eignen Plage, denn sie mußte sie nun dem Vater Paul beinahe täglich, oder auch wohl mehr als einmal des Tages vorsingen, und doch drängten sich dabei immer recht heiße Thrä-

nen ihr in's Auge herauf. Möchte doch ja schon Fritz vorlängst gefallen sein! Etwas Aehnliches auch dachte wohl der Alte, aber ihm kam das gar nicht so erschrecklich vor, wenn Fritz seinem braven Vater nachgegangen wär', so lieb er ihn auch im Herzensgrunde hatte, und zudem auch ließ ihm die tägliche sehnende Erwartung nach den ersten einrückenden Deutschen nicht eben für die leise Wehmuth vielen Raum.

So saß er denn auch eines schönen Abends — wir wissen ja Alle, wie freundlich hell der Herbst des Jahres Dreizehn über das befreite Deutschland hinzublicken pflegte — am Hügelrande unfern seiner Wohnung, und Lehnchen sang ihm wieder das Lied:

„Bei Leipzig ward geschlagen —“

Da kam ein Knecht jubelnd aus dem Gehöfte gesprungen, und rief schon von weitem herüber: „Einquartierung, lieber Herr, Einquartierung von den Verbündeten!“ — „Sind's Preußen?“ rief ihm Paul Pommer entgegen. — „Nein!“ klang die Antwort

zurück. „Grüne Reiter sind's; vermuthlich wohl Russen." — „Auch recht;" sagte Paul Pommer. „Wo die Landesväter so gute Freunde sind, müssen sich ja auch die Landeskinder von Herzen lieb haben. Willkommen brave Russen! und wird nun auch vermuthlich preußisches Kriegsvolk nicht mehr weit sein."

Aber in der Thüre des Hofes stand der Offizier, und ach, die lieben preußischen Feldzeichen blinkten dem alten Invaliden unverkennbar entgegen. „Grüne Reiter?" fragte er, einen Augenblick stehen bleibend. Dann brach er in den Freudenruf aus: „ach, nicht wahr, freiwillige Jäger sind Sie meine Herrn, preußische freiwillige Jäger?" — Bejahend winkte der Offizier, nahte sich feuchten Auges dem Greise und der Jungfrau, und war Fritz.

Lehnchen und der junge Kriegsmann standen einander voll seeliger Freude gegenüber wie versteint. Die Welt verging vor ihren Blicken. Und so konnte es denn auch geschehn, daß Paul Pommer unbe-

merkt in's Haus eilte, und bald wieder in voller, ehemaliger Husarenuniform, den Säbel um die Hüften, den ungrischen Huth auf dem Kopfe, neben den Beiden stand, ganz grade und stramm, aber noch immer unbemerkt, bis er endlich zu fragen versuchte:

„Befehlen der Herr Lieutenant, in's Quartier zu treten? Oder haben Sie vorher sonst noch was zu befehlen?"

„Vater! Vater!" lachte Lehnchen in weinender Fröhlichkeit. „Sieht Er's denn nicht? Es ist ja wahr und wahrhaftig der Fritz."

„Vom Spitz redet man also keck!" murrte ihr Paul Pommer, ohne seine Paradestellung zu verlassen, ärgerlich ins Ohr. „Vom Herrn Lieutenant aber nicht."

„Aber Vater, lieber Vater!" rief der überglückliche Lieutenant; „kennt Ihr mich denn wirklich nicht? Oder wollt Ihr mich nicht kennen?"

„Daß ich einen gewissen sehr guten Fritz auferzogen habe," entgegnete Paul,

„erinnere ich mich wohl, und auch daß dessen Vater Friedrich Klingenbrock geheissen war. Doch eben so gewiß ist mir in diesem Augenblicke klar, daß der königlich preußische Lieutenant Klingenbrok vor mir steht, und daß ich ein recht kläglicher Husar sein müßte, wenn ich ihm nicht die schuldige militärische Ehrerbietung erzeigte. Und, Lehnchen, sprich mir du nicht in so dreisten Ausdrücken von ihm, wie vorhin. Ein preußischer Lieutenant ist und bleibt ein gar gewaltiger und respectabler Herr.“

Zugleich aber bat Fritz, der alte Herr solle mit hinunter kommen in's Dorf; er habe die Puppenspieler in der Nähe angetroffen und hinbestellt, und wie Vater Paul seinen Fritz vormalen hingeführt habe zu der schönen Melusina oder dem rasenden Roland, so bitte nun Fritz um die Erlaubniß, seinen lieben Vater Paul jetzt hingeleiten zu dürfen auf den ersten Platz.

„Auf den ersten Platz?“ entgegnete Paul Pommer, und sah ziemlich unwillig dazu aus. „Der erste Platz gehört ein für

alle-

allemal dem kommandirenden Herrn Offizier, und setzt man sonst ein andres Menschenkind auf dessen Stelle, so sieht die ganze Geschichte beinah wie Spott und Gelächter aus.“

„Ach Vater Paul,“ sagte Fritz, „Ihr solltet einen ehrlichen Kerl nicht zu häßlichen Worten reizen, denn seht nur, beinah hätte ich zu Eurer ganzen, verständigklingenden Rede weiter nichts gesagt, als: pfui! — Ja, pfui! — Denn wie könnte wohl ein deutscher Mann Spott und Gelächter treiben mit einem so ehrenreichen Haupt wie das Eure! — Kommt, Vater, und setzt euch in den Ehrenstuhl. Da sollen meine freiwilligen Jäger, falls Gott sie zu höhern Jahren aufbehalten hat, sich ein Exempel dran nehmen.“

„Ja, wenn's so gemeint ist,“ sprach der Invalide, „da haben der Herr Lieutenant ganz vollkommen recht.“ — Und somit folgte er, und nahm auf dem Lehnstuhl voran, freundlich rechts und links die Jäger grüssend, behaglich Platz.

Der welsche Krauskopf, den wir schon früherher als Director des Theaters kannten, tauchte abermals zwischen den Kulissen auf, und kündigte mit spaßhaftem Lächeln als die heutige Darstellung an:

„Des unüberwindlichen Kaiser Napoleon Rückzug von Rußland nach Leipzig zu Schlitten, und von Leipzig nach Frankreich zu Roß!“

Aber Vater Paul Pommer sahe finster in des grinzenden Ankündigers Gesicht, fast eben so finster, wie damals, wo von der projectirten Einnahme von Kolberg die Rede gewesen war.

„Aergert Euch etwas, Vater?“ fragte Fritz, und winkte zugleich dem Puppendirector, innezuhalten. „Dann sagt's doch nur, bitt' Euch, recht grad' und offen heraus, denn ohne Zweifel liegt eine gute Lehre drin für uus jüngere Kriegsgenossen allzumal.“

„Wenn der Herr Lieutenant befehlen“ — sagte Paul, seinen ungrischen Hut rückend, —

„ganz wohl! — Die Sache, denk' ich, steht folgendergestalt:

„Pro primo ist gewißlich das Stück von der schönen Melusina hübscher anzusehn, als das vom Buonaparte."

„Pro, — nun ich meine, zum zweiten, — braucht man nicht eben fratzenhaft um einen gefällten Feind herumzutanzen. Sieht der nun gar etwas widerlich aus, wie's hier ohne Zweifel der Fall ist, so giebt es vollends den allerschlechtesten Spaß von der Welt."

Und drittens — die schöne Melusina sehe ich nun einmal vor allen Komödien auf der Welt über alle Maaße gern."

Die Jäger stimmten jubelnd ein, und die schöne Melusine ward mit dem rauschendsten Beifall aufgeführt, den sie seit vielen Jahren erlebt hatte.

5.

Nun standen wieder in dem gewohnten häuslichen Stübchen Paul Pommer und Lehnchen und Fritz bei stillem Lichtesschimmer mitsammen allein.

Da beugte sich Fritz über seines Pflegevaters Hand, und Thränen tropften drauf während er sprach:

„O Vater, lieber Vater, Ihr habt mir so unaussprechlich viel gegeben, indem Ihr mich in geistiger und leiblicher Pflege auferzogt; nun gebt mir noch die Krone von dem Allen zu guter, lieber, schöner Letzt! Gebt mir des holden Lehnchens Hand.“

Bemerkend, wie Paul fast unwillig zusammenzucke, sagte Fritz: „O guter Vater, es ist ja nicht gleich von Aufgebot und Trauung die Rede! Zieh' ich doch morgen früh halb sechs Uhr schon wieder in's Feld, dem flüchtigen Feinde nach, und — so Gott will — in sein eigenes hohnsprechendes Land hinein. Aber als einen verlobten Bräutigam, lieber, getreuer Vater, laßt mich ziehn.“

„Der Herr Lieutenant sind wie ganz verblendet;“ sprach Paul Pommer zurück. „Einen lieben, getreuen Vater nennen Sie mich! Ei, wie sollt' ich doch nur dann für Sie und für Lehnchen ein solches Verplempern zulassen? Herr Lieutenant, heut zu Tage geht es

rasch in der Welt. Sie können über's Jahr als Rittmeister oder Major vor mich hintreten, über drei Jahre — Gott weiß, als was noch sonst! — Und mein Lehnchen ist ein liebes Kind, und hätte meinen Fritz — wär' ihm und ihr dereinst dies Stücklein Land von mir zum Erb gefallen — gewiß in treuen Ehren sehr glücklich gemacht, aber eine Offiziersdame? — Nein, da würde Lehnchen bei hundert Gelegenheiten in Angst und Blödigkeit schaamroth werden, — und um irgendwo, sei's auch vor Kaisern und Königen! beschämt dazustehn oder wohl gar verlacht, — dazu ist mein Lehnchen viel zu gut. Schlagen Sich's also der Herr Lieutenannt lieber gefälligst aus dem Kopf."

„O Vater," rief der erglühende Fritz, „so möcht' ich ja meine Degenquaste lieber gleich in's Feuer werfen und auf jeglichen Adel des Offizierstandes Verzicht thun, wenn mich das von meinem lieben Lehnchen scheiden sollte!"

„Halt! Richt't Euch!" kommandirte

Paul Pommer, und fuhr dann etwas gelassner fort:

„Sehn der Herr Lieutenant, hätte ich noch mit meinem Fritz ein Wort zu sprechen, wie's einem Pflegevater eignet und gebührt, da würde ich ungefähr folgende Reden zu Markte bringen: Fritz, Du redest sehr dummes Zeug, und hüte Dich nur, daß nicht schlechtes Zeug draus werde, und endlich wohl gar gottloses Zeug. Mensch, der Herr Deines Lebens hat Dich in eine schöne, herrliche Bahn gestellt, hat dich zu einer hohen Ehrenstufe drin erhoben, und nun willst Du dich nebenbei niedersetzen, ohne nur einmal müde zu sein? Und das, weil Dir ein weißes und rothes Gesichtchen gefällt? Schäme Dich, Fritz, und ziehe deines edlen Weges fort, und denke, daß Du dem lieben Gott und dem deutschen Vaterlande angehörst, nicht aber Dir."

Fritz neigte sich tiefbewegt, und ging nach der Thüre. — „Nicht wahr," sagte Paul, „der Herr Lieutenant geben mir Ihr Wort, daß Sie keine Briefe an Lehnchen

schreiben wollen?“ — Fritz bejahte schweigend, und die drei treuen Menschen gingen mit thränenden Augen auseinander.

6.

Der allgemeine Feind war nach großen Kämpfen vollends geschlagen, ja, schon der erste Einzug gehalten in die Hauptveste Paris; — aber keine einzige Botschaft von Fritz war zu Paul und Lehnchen gekommen. Hatte der junge Kriegsmann ja doch versprechen müssen, keine Briefe an das geliebte Mädchen zu senden, und daß er's noch weiter ausdehnte, und auch dem alten Pflegevater keinen Buchstab sandte, darüber murrte freilich Paul bisweilen still vor sich hin, jedennoch die Entschuldigung hinzufügend: „ich hab's ihm freilich nicht geheißen, und in solchen Dingen thut ein rechter Mann lieber zu wenig als zu viel. Die Schuld ist auf meiner Seite, und auf meiner Seite nur ganz allein.“

Ach, Lehnchen hatte wohl trüb're Ahnungen, und die sahen fast aus, als wollten sie zutreffen. Kein rückkehrender Kriegs-

mann wußte von ihrem Freunde das mindeste, und zwei seiner Jäger, die verstümmelt und entlassen hier durchzogen, schienen vollends geflissentlich den Mund über sein Geschick zu schliessen, in so rührende Lobeserhebungen sie auch ausbrachen über seine Treue, vorsorgliche Milde und seinen kühnen Schlachtenmuth.

Es geschah um diese Zeit, daß eine Bande versprengter Franzosen und Franzosengenoßen sich zusammengerottet hatte zu mannigfachen Unthaten, und Räuberei auf Räuberei in Paul Pommers Gegend begann, gedeckt durch eine dichte Holzung des Gebirges, in die sich der arge Haufen immer wieder zurückzog, wie in eine Verschanzung, die durch gefällte Bäume und einige nicht ungeschickt angebrachte Ableitungen der Waldbäche ziemlich fest geworden war.

Da sagte Paul Pommer endlich, eines schönen Morgens nach der Kirche, wo man sich grade unter der Linde zur allgemeinen

Berathung, alter Gewohnheit gemäß, versammelt hatte:

„Ihr lieben guten Freunde und Bauerschafftsgenossen, wozu giebt es denn einen ehrbaren Landsturm, und warum habt Ihr mich zu dessen Führer hier ernannt, wenn das Raubgesindel fort und fort in unsrer Nähe hausen darf? Geht es nach mir, so greift man das Nest morgenden Tages in aller Frühe an, ohne weiter viel zu fragen. Die hohen Landesbehörden werden schon freundlich aussehn, wenn wir ihnen das schlimme Pack bezwungen und gebunden überliefern. Was meint Ihr, Kinder? Machen wir's frisch und rüstig aus?“

Das glühende Soldatenauge zündete, der fröhlichen Soldatenzunge riefen viele andre Zungen freudig nach. Auf morgen früh in der Dämmerung ward der Angriff bestimmt; Paul Pommer gab die Disposition aus.

7.

Schon war die Bande umstellt. Wünschend, noch ohne ein offnes Gefecht davon

kommen zu können, wollten manche vereinzelte Räuber sich im Morgennebel zwischen den Landsturmposten durchschleichen, aber hier und da wies ein Schuß — es waren viele Jägersleute unter Paul Pommers Geschwader — die aufduckenden Füchse zurück, und welche davon stürzten blutend in ihr finstres Dickicht hinein. Enger und enger schloß sich der wackre Landsturmkreis um den verrufenen Schlupfwinkel zusammen. Da plötzlich, mit wildem Geschrei, brach unter Musketen- und Pistolengeknatter die grimmige Horde los, kühn auf das Freie hervor, und demzufolge nach einer Gegend hin, wo Paul sie durchaus nicht erwartet, und nur schwache Besatzung hingestellt hatte. Vergebens eilte man der bedrohten Stelle — Paul von zwei rüstigen Jünglingen unter den Armen gefaßt, und beinah getragen — zu Hülfe; der Feind warf hohnlachend die wenigen ihm Gegenüberstehenden vor sich her, und hatte schon fast eine neue, weit gefährlichere Waldstellung erreicht. —

In Pauls Kopfe ging es in wirrem Zorn und dunkler Aengstlichkeit durcheinander: die nun wohl noch vermehrte Gefahr des flachen Landes, der Behörden Unzufriedenheit mit der nicht geheißenen Unternehmung, die Unmöglichkeit, den Feind aufzuhalten!

Da sammelten sich plötzlich die Landsturmmänner gegenüber zu erneutem Anfall auf die durchbrechenden Räuber. Mit lautem Hurrah und gefällten Piken gingen sie in gedrängten Rotten vor, zwischen ihnen ein Mann hoch zu Pferde, — Pauls scharfes Auge sah deutlich in das wüthende Gewimmel; — nicht lange, so stäubten die erst in Verzweiflung fechtenden Räuber auseinander, und vorsprengte, ein wehendes, weisses Tuch in der Linken der Reiter, und rief mit gewaltiger Stimme: „wer auf Gnade zu hoffen denkt, der werfe die Waffen weg!“ — Einige thaten's, — Andre zögerten; — da rief der Reiter abermals: „Ihr kennt meine preußische Uniform! Soll ich einhauen lassen?“ Und als er sich

nach dem jenseitigen Gange des Hügels umsah, wie im Begriff zu winken, erklang ein allgemeines Geschrei der Räuber: „Pardon! Pardon!" und sie warfen Gewehr und Taschen und Säbel von sich, und wurden von den ringsherbeieilenden Landsturmmännern umzingelt und gebunden.

Es war der Fritz, dem das Alles gelungen war, indem er — durch Gottes Führung von der andern Seite herantrabend — die Landleute ermuthigt hatte, das Gesindel erschreckt. Paul stand mit freudeweinenden Augen neben seines Pflegesohnes Pferde, streichelte es sehr, und sagte: „Ach, wo haben denn nun der Herr Lieutenant Ihr Kommando? — Oder Sie führen wohl gar keines für heute, und haben nur dem Räubervolk recht löblich uud tapferlich ein wenig Wind vorgemacht?"

Fritz nickte, freundlich bejahend.

„O da haben der Herr Lieutenant gut dran gethan;" — sagte der Alte, aber plötzlich den Jüngling genauer ansehend, übernahm es ihn mit inbrünstiger Zärtlich-

keit, und er rief freudeweinend: „aber Fritz, Fritz! Nun trägst Du ja gar das eiserne Kreuz auf deiner Brust.“ — Fritz wollte sich vom Sattel schwingen in des Vaters Arm, aber Paul sagte, schnell wieder gesammelt:

„Vor Allem erlauben mir der Herr Lieutenant Einen wohlgemeinten Rath. Auch auf den verächtlichsten Feind soll man nicht einsprengen ohne aufgenommenes Gewehr. Das heißt Gott versuchen. Und ich sah es ganz deutlich, mit der Rechten führten der Herr Lieutenant den Zügel, die Linke brauchten Sie höchstens, um Ihr Schnupftuch fliegen zu lassen.“ —

„Aber Vater, so helft mir doch erst vom Rosse!“ lächelte Fritz. „Der linke Arm ist mir ja lahm geschossen bei Meaux, und eben deshalb hab' ich den Abschied, und weil ich kühn drunter gehauen habe, auch dieses Kreuz.“

„Die Franzosen haben gut geschossen!“ sagte Paul Pommer, seinem Fritz aus dem Sattel helfend und ihn küssend. „Mein

Lehnchen hat einen Bräutigam davon wieder und ich einen Fritz. Ich sollte mich wohl eigentlich nicht eben freuen, daß dem König so ein braver Offizier minder fortan in's Feld rückt, aber Gottlob, von der Sorte giebt es eine ganze Menge, so daß sie nicht eben leicht ausgehn wird!" —

Was weiter folgte? — Ein stilles, liebedurchleuchtetes Leben, wie es der liebe Gott, uns Allen, die wir ihn aus treuem Herzen suchen, bescheeren wird, wo es sich diesseits nicht thun lassen will, doch ganz zuversichtlich jenseits. Amen!

Fragmente
zur Erinnerung an Doris, Freifrau von Canitz.
Von
Franz Horn.

Ungemein gefallen hat gar manchen Männern jenes vielberühmte Epigramm, dem zufolge man die beste Frau daran erkennen soll, daß man von ihr nicht spricht. Es war ihnen, den Misdeutenden, wie aus der Seele geschrieben, denn sie hatten sich größtentheils nicht sonderlich viel mit dem Lobe der weiblichen Tugenden beschäftigt. Man muß ihnen jedoch nachsagen, daß sie sich nicht ohne eigentliche Behaglichkeit lieben ließen, daß sie, großmüthig, sogar dieser ihnen zufallenden Zärtlichkeit nicht eben wehrten, und die Tugenden, die sie genossen, nicht bemüht waren zu hemmen. —

Andere und Bessere dachten anders und besser, auch über jenes Epigramm, bei dem der Dichter gewiß etwas sehr Gutes dachte.

Es möge ein Jeder darin der Weise folgen, die er zu verantworten gedenkt, und auch ich bin keinesweges der Meinung, daß wir ein edles Gemüth mit Lobesweihrauch umqualmen sollen; nicht etwa als könnten wir dasselbe dadurch verderben, sondern deswegen, weil die Tugend, besonders die weibliche, ein zarter Blüthenstaub ist, dessen Duft durch Betastung gestört wird. Aber ruhig und freudig sollen wir sie anerkennen, und durch Wort und That zeigen, daß wir sie anschauend ehren.

Manche männliche Ausgezeichnetheit hat etwas vielfarbig Interessantes; die weibliche ist meistens krystallhell und einfach-farblos, und in dieser Hinsicht ist allerdings nicht Vieles darüber zu reden.

Folgendes ganz Wenige möge hier in Beziehung auf Doris mitgetheilt werden.

Der Freiherr Friedrich Ludwig von Canitz, geboren am 27. November 1654 ge-

hörte

hörte zu den bedeutendsten deutschen Männern seines Jahrhunderts. Wir möchten die Grundlage seines Gemüthes als sittliche Vornehmheit bezeichnen, aus welcher Klarheit, Feinheit und Gewandheit erwuchsen. Durch seine Geburt auf einen leuchtenden Punkt im Staate gestellt, errang er bald bedeutende Auszeichnung, und, was mehr werth zu sein scheint als vieles andere, das Wohlwollen des großen Kurfürsten. Nicht minder theuer wird er uns durch die reine, stets sich gleich bleibende innige Freundschaft, die er mit einem redlichen und geistreichen, aber ganz unscheinbaren Manne, Namens Zapffe (späterhin Kirchenrath zu Zeiz) geschlossen hatte, denn in diesem Verhältnisse zeigt sich sein edles, offenes und freundlich scherzendes Gemüth auf die erfreulichste Weise. Als dieser Z. bei den immer wachsenden Ehrenstellen seines Freundes einst ein wenig ängstlich wurde, und in einer schwachen Stunde sogar einmal einige Furchtsamkeit vor solcher irdischen Pracht gezeigt hatte, so tadelt ihn Canitz mit herzhafter

Liebe recht freundlich und recht ernsthaft, und bittet ihn gar wacker, doch ja dergleichen Schwäche nimmer wieder über sich kommen zu lassen. — Es ist das durchaus nichts weiter als eben recht; aber worüber kann man sich denn sonst freuen, als über das Rechte?

Dennoch hätte selbst ein Mann wie Canitz, bei zu frühem Eintreten in die große Welt, und bei einer Geschäftigkeit, die ihn nicht selten nur an das Aeußere hinwies, besonders da auch sein Freund nur zu bald von ihm getrennt wurde, manches Trübe, Herbe oder Bittere in sich aufnehmen können, wenn nicht der Himmel ihm Liebe gewährt hätte.

Im Jahre 1677 lernte er seine junge Nachbarin kennen, das Fräulein Dorothea v. Arnimb, und die Neigung, die er für sie faßte, entschied für sein ganzes Leben. Sie war am 10. Februar 1656 in Lindenberg, einem Märkischen Gute, geboren, wurde in Berlin erzogen, und bald für dessen Zierde gehalten.

Ich kenne kein Familienportrait von ihr, aber der Kupferstich, welcher der Ausgabe von den Gedichten ihres Gatten beigefügt ist, zeigt ihr Antlitz in einer so freundlichen Milde, und anmuthigen Klarheit, daß wir die reine Frauenholdseeligkeit anzuschauen glauben. Mit diesem Aeußeren war ihr Inneres wohl übereinstimmend: denn Tiefe, innige Frömmigkeit, die eigentliche Lebensluft der Frauen, und sanfte Heiterkeit machte das Wesen ihres Gemüthes aus.

Canitz warb um die Gunst dieser Jungfrau mit jener altdeutschen Zartheit, die in seiner Zeit fast nur noch als Trümmer der Vergangenheit dastand, und es war billig, daß eine Liebe wie diese, erst geprüft werden sollte, und nicht sogleich das Ziel erreichte. Im Jahre 1676 war der große Kurfürst im lebhaftesten Kriege gegen die Schweden, und der ächte märkische Mann glaubte kaum nach eigenem Glücke streben zu dürfen, so lange noch sein edler Fürst in einem nicht ganz entschiedenen Streite focht.

Nur in dem folgenden Winter konnte er einige Monate lang in Berlin zubringen und der Nähe der Geliebten sich erfreuen; aber in den beiden folgenden Jahren ward ihm auch nicht einmal dieses Glück zu Theil, denn tief nach Rügen hin bis an die Gränze von Preußen und Kurland führte ihn der Siegeslauf der brandenburgischen Waffen.

Größer hat vielleicht nie ein Fürst dagestanden als Friedrich Wilhelm am Ende dieser Feldzüge; aber die unseligste Empfindung die den Menschen beschleichen kann, der Neid, hatte damals fast sämmtliche Fürsten Europa's gegen ihn befangen. Verlassen von allen Bundesgenossen stand er muthig da gegen eine offenbar oder heimlich feindselig gesinnte Welt, und wenn ihm jetzt der aufgenöthigte Frieden von St. Germain fast aller äußeren Vortheile seiner großen Thaten beraubte, so gewährt er ihm dafür im höchsten Maaße die Ehre, das Element, in dem der Brandenburger allein athmen mag.

Ruhe kehrte jetzt in die brandenburgi=

schen Staaten zurück; doch erst zu Anfang des Jahrs 1681 waren sämmtliche Schwierigkeiten besiegt, und Canitz konnte im Februar des genannten Jahres, durch die Vermählung mit Doris, die lang geprüfte Liebe krönen.

Wir wollen keinesweges durch erhitzte Ausrufungen das Glück dieser Ehe zu schildern versuchen, die eben deswegen so glücklich war, weil sie auf ruhig dauernde Wärme sich gründete. Wohl ist es groß und bedeutend wenn der edle Mensch in sich selbst die Quelle der Beruhigung findet; aber Köstlicheres und Erfreulicheres giebt es doch nichts als wenn zwei zarte, reine und starke Gemüther, durch ein heiliges Band vereint, sich in einander anschauen, und so zu stets sich erneuender freudiger Tugend reifen.

Wenn Du, lieber Leser, von Berlin nach Freienwalde fährst, so vergiß doch ja nicht einen recht klaren Blick zu werfen auf das freundliche Dorf und Landgut Blumenberg, denn dort waren zwei gute Menschen sehr glücklich.

Allein mit Sicherheit konnte Canitz nur einen einzigen Sommer lang die Freude der ländlichen Stille genießen, denn schon im Herbst desselben Jahres beförderte ihn der Kurfürst zum Hof- und Legationsrath, mit der Mahnung, sich näher an seine Person zu schließen und stets bereit zu sein, wichtige Gesandschaften zu übernehmen.

Canitz entzog sich diesem Befehle keinesweges, denn er sah ein, daß das reine Familienleben nicht möglich sei ohne das Leben und Wirken im Staate, durch den es allein seine ganze Bedeutung gewinnt.

So ward denn diesem wahrhaft einigen Ehepaare sehr häufig, ja fast immer das Loos sich trennen zu müssen, für lange Zeit. Canitz ward zu wiederholten Malen gesandt an die kurfürstlichen Höfe am Rhein, nach Hamburg, nach Wien u. s. w. und er hatte nur sein eigenes Verdienst anzuklagen, daß der Wunsch seines Fürsten ihn so oft abrief. Noch häufiger fast war dies unter Friedrich III. der Fall, und nur einmal (1689) bei einer Gesandschaft nach Ham-

burg, wegen der Mediation zwischen Dänemark und Holstein, war er so glücklich, seine Gattin mitnehmen zu dürfen. Ihm hatte geahnet, daß sie hier wahrhaft nöthig sein werde, und in der That sie war es wirklich, denn niemand als sie vermochte die endlosen Rangstreitigkeiten der Gesandten, wodurch das wichtige Geschäft in Stokken gerieth, zu schlichten. Sie that nämlich den Vorschlag, daß die Gesandten hinfort bei deren Gemahlinnen zusammenkommen möchten wie zu einem freundlichen Besuch; wodurch dann die Grandezza aufthauete und sich mit Freuden aus ihrer Steifheit herausgerissen sah. Doris anmuthige Klugheit entschied hier fast am meisten, denn man fühlte sich in ihrer Gegenwart klarer und freier, und so endete ein Geschäft, das endlos schien, durch die freundliche Sinnigkeit einer Frau, in sechs Monaten zu allgemeiner Zufriedenheit.

Jetzt hoffte Canitz endlich einmal in Blumenberg „seinen Kohl in Ruhe zu pflanzen;" allein er hatte kaum das Scherzge-

dicht geschrieben, in welchem er jenen Wunsch ausspricht, als er von neuem abgerufen wurde, um die Ansprüche des Fürstlich Anhaltischen Hauses auf das Fürstenthum Lauenburg zu verfechten. Nur im Jahr 1690 konnte er sich einiger Muße erfreuen, und der edlen Liebe für seine Gattin, und der Dichtkunst sich hingeben. Allein nur zu schnell ward er wieder aus diesem Frieden gerissen und in die traurigen Streitigkeiten einzelner Fürsten gezogen, die ihn fast immer von der Seite seiner Gemahlin entfernten.

Diese hatte während dessen nicht bloß den Schmerz der Trennung zu ertragen, sondern auch den größten Theil ihrer Gesundheit opfern müssen, bei dem langen Krankenlager einiger ihrer liebsten Verwandten; aber das Jahr 1695 sollte sie noch tiefer verwunden, denn eines Abends bei der traulichen Mahlzeit trat einer der Bedienten in das Zimmer und sprach: „Gnädiger Herr, es ist ein Bote da, mit der Nachricht, das Blumenberg abgebrannt

ist.“ — Doris hatte von jeher an ihrem Gemahl ein Muster gehabt, die Widerwärtigkeiten des Lebens mit Ruhe zu ertragen, doch ist die Ergebung einer weiblichen Seele, eben weil sie meistens tiefer und heftiger empfindet, rührender als die einer männlichen. Sie hatte den freundlichen Ort mit einer Innigkeit geliebt, für die uns ein gewöhnliches Wort zu trocken erscheint, und sie bedurfte der ganzen Fülle ihrer religiösen Gefühle, um sich zu ergeben. Aber der edle Mensch tröstet sich am Besten durch tugendhafte Handlungen, und so fand sie Beruhigung in dem ausgesprochenen Vorsatze, der auch gar bald ausgeführt wurde, den „armen Leuten ihre Häuser wieder aufbauen zu lassen.“

Ihr Gemahl ertrug den Verlust mit ruhiger Kraft; was er aber tiefer empfand war die Ahnung, daß dieser Brand der Vorbote eines viel schmerzlicheren Unglücks sein werde.

Vielleicht war es um diese Zeit, als ein vornehmer Staatsbedienter in Berlin in

ein großes Elend gerieth. Von äußerster Noth getrieben, hatte er die Schwäche begangen, einige seiner Treue anvertraute Kostbarkeiten zu versetzen, in der Hoffnung, diese in kurzer Zeit wieder einlösen zu können. Allein früher als er erwartete verlangte man von ihm, sie zur Stelle zu schaffen, und da er das nicht vermochte, drohte ihm der Schimpf der Absetzung. Diese Geschichte erzählte man an Canitzens Tafel, und voll edler Ungeduld rief er aus: Mein Gott, ich kenne ihn zwar nicht weiter als von Ansehn; aber hat er denn nicht zu mir kommen, und mir im Vertrauen sein Anliegen eröffnen können? Nicht wahr, Dorchen, Du hättest, falls wir nicht gleich baares Geld genug bei der Hand gehabt, Deine Perlen hergegeben, um den ehrlichen Namen dieses unglücklichen Edelmannes zu retten.

„Von Herzen gern," erwiederte sie mit der innigsten Freundlichkeit; doch, klar erkennend, daß hier das bloße Wort nicht genüge, lösete sie eine Perlenschnur, die über dreitausend Thaler an Werth war, vom

Halse und indem sie dieselbe ihrem Gemahl mit der liebenswürdigsten Willfährigkeit überreichte, sagte sie: „Hier sind sie, wenn es noch Zeit ist, sein Verderben abzuwenden."

Canitzens Ahnung ward nur zu bald bestätigt. Der stets wiederkehrende Gram um die Trennung von dem geliebten Gatten, und das häufige nächtliche Wachen bei dem Krankenbett mehrerer geliebter Personen, welches sie als eine reine Christenpflicht betrachtete, hatte ihre Gesundheit in der Wurzel angegriffen, und der höchste Jammer, das Absterben von sechs Kindern, von sieben die der Himmel ihr geschenkt, hatte ihr Herz für den Tod reif gemacht.

Kaum fühlte sie sich krank, als sie auch den Tod vorher sah. Es ward ihr die Gnade, ihn mit vollendet ruhiger Kraft anschauen zu können, und in diesem Gefühl, benahm sie gleich anfangs, da sie sich auf das Krankenlager legte, ihrem Gemahl fast jede Hoffnung auf ihre Besserung. — Und wie sie in ihrem Leben bedacht gewesen war, ihn zum glücklichsten Ehemann zu machen, so

wollte sie auch nach ihrem Tode auf sein häusliches Glück wirken, und sie schlug ihm deshalb die liebste ihrer Freundinnen, deren ganzes Gemüth sie durchschaute, zu seiner künftigen Gattin vor. Ihr Gemahl, bis in's Innerste schmerzlich getroffen, flehte, ihn mit einem solchen Antrage zu verschonen; allein sie fuhr mit Ruhe fort: „Ich weiß, daß er sich um das Hauswesen weder jemals bekümmert, noch wegen seiner Staats-Geschäfte und vielen Verschickungen dessen sich annehmen können; aber sein jüngst abgebranntes Landgut, seine schwere Haushaltung, seine eigne Gesundheit und sonderlich unser noch unerzogner Sohn erfordert eine so kluge Vorsteherin, und meine eigne Liebe findet dabei einen tröstlichen Antheil, weil ich hoffen kann, daß er sich, in Gesellschaft einer mir bisher so geneigten Freundin, desto öfter seiner getreuen Doris erinnern werde. *)

---

*) Es sollte uns einigermaßen leid thun, wenn sich irgend einer unserer Leser durch das „Er"

Es ist leicht, diese Worte fast verletzend zu finden; aber in der Brust eines Sterbenden spiegelt sich die Welt ohne Zweifel in ganz andern Farben ab, als im Licht des bewegten Lebens.

Um des edlen Gatten willen verboten die Aerzte die Fortsetzung eines so traurigen Gesprächs, und da Doris am folgenden Tage von einer unzeitigen Leibesfrucht entbunden ward, so schwanden ihre Kräfte sichtbar hinweg, besonders da der köstliche Schlaf durch kein künstliches Mittel zurückgerufen werden konnte. So nun zog sie ihr Gemüth von allen irdischen Dingen gänzlich ab, und zeigte ein so feuriges und freudiges Verlangen nach einer seligen Auf-

---

in der Anrede stören ließe. Allein, abgerechnet daß wir in der Rede einer Sterbenden in keinem Falle auch nur eine Sylbe ändern möchten, wollen wir nur zu bedenken geben, daß das Er des siebzehnten Jahrhunderts in jeder Hinsicht ein ganz anderes sei, als das des neunzehnten.

lösung, daß selbst ihr Beichtvater, Philipp Jakob Spener, dessen starke und tiefe Brust selbst ein Tempel der reinsten Tugend war, durch ihre Geduld und ihren Glauben auf die erbaulichste Weise gerührt wurde.

Sie rief ihren einzig übrig gebliebenen, damals neunjährigen Sohn zu sich, und ertheilte ihm mit den nachdrücklichsten Worten und zärtlichsten Küssen ihren mütterlichen Seegen. Ihr edler Gemahl, sonst auch bei dem härtesten Wechsel des Geschicks unerschütterlich, hatte sich im heftigsten Schmerze an ihrem Bette auf die Knie niedergeworfen; aber sie streichelte mit ihren beiden Händen seine Wangen, und tröstete ihn, dessen bittere Thränen jeden Trost abwehrten. Sie beschwur ihn um der Liebe zu ihrem Sohn willen, dem zu heftigen Schmerze zu widerstehn, und empfahl sich seinem Andenken, und ihren Sohn seiner Liebe.

„Ich habe, fuhr sie fort, meinen letzten Willen weder schriftlich noch gerichtlich niederlegen wollen, des unbezweifelten Vertrauens, er werde meine letzte Bitte auch

nach meinem Tode, kraft seiner mir bekannten Großmuth, von sich selbst erfüllen."

Diese Bitte betraf Vermächtnisse an Schulen, die er, wie wir wohl kaum hinzuzusetzen nöthig haben, mit einer Pünktlichkeit erfüllte, als hätte er es ihr eidlich angelobt.

Da ihr Gott eine so entschiedene Ruhe gewährte, daß sie mit sich selbst ganz im Reinen war, so konnte sie jetzt die ganze Kraft ihrem Gatten widmen, und mit liebevoller Innigkeit ermahnte sie ihn, sich „herzhaft" zu bezeigen, und nicht durch zu trübe Wehmuth sie in dem Schlafe zu stören, der sich bei ihr anmelde.

Mit lächelnder Milde legte sie sich jetzt zur Ruhe, und mit freudigem Angesicht sagte sie, die Stimme erhöhend: „Sehet, ich schlafe schon wirklich." In der That entschlief sie auch sehr bald darauf, um ein Uhr Nachmittags, (9. April 1695) und der Tod zeigte sich hier ganz in der Gestalt des sanften Schlafes, der die holden Züge ihres Gesichtes nicht verletzend anrührte, sondern leise verklärte. Sie hatte ihr Alter

nur auf 39 Jahre und zwei Monate gebracht, ihr Ehestand währte 15 Jahre, von welcher Zeit aber drei Viertheile, in der Abwesenheit ihres Gemahls einsam von ihr durchlebt werden mußten.

Inniger und tiefer ist vielleicht nie der Tod einer Frau betrauert worden als dieser; denn wie auch das Urtheil über tausende und wieder tausende schwanken mochte; über sie war immer nur eine Stimme gewesen, denn freudig geliebt hatten sie die Guten alle, und abgezwungen und nothwendig war die Hochachtung, die ihr selbst die Verworrenen und Irregehenden gezollt hatten. Ganz verlassen aber fühlte sich der Wittwer, und er, der sonst von Natur nie anders als mäßig und gelassen empfinden und handeln konnte, verzehrte sich jetzt fast in hülflosem Jammer. Um seinen Schmerz zu schärfen, der, stets wach, keiner Schärfung bedurfte, dichtete er jene berühmte Trauer-Ode auf den Tod seiner Doris. Dieses Gedicht ist mehr als ein halbes Jahrhundert als ein vollendetes Meisterwerk bewun-

wundert worden; das ist es keinesweges; dennoch rührt es uns tief, eben weil wir hier sehen, welch' ein ganz anderer Geist den sonst so kühl verständigen Mann ergriffen hat, und wie der große Schmerz in ihm nicht genügende Worte finden kann, sondern nur rührend lallt. Canitz fühlte selbst das Ungenügende seines Gedichts, und bat in reiner Unbefangenheit seinen Freund Johann von Besser, dessen Talent er viel zu hoch anschlug, um eine Trauer-Ode auf Doris. Der Freund gewährte die Bitte; aber das Gedicht welches er lieferte, steht in seiner kalten steifen Pracht tief unter dem rührend-herzlichen des edlen Gatten.

Was aber noch mehr entscheidet als irgend etwas anderes, das die bloße Liebe eingab, ist die Leichenpredigt, welche Spener der Verstorbenen hielt. Er, dessen Mund nur die reinste Wahrheit verkündete, rühmt ihr nach: einen edlen Glauben, eine rühmliche Gutthätigkeit, eine ungemeine Sanftmuth, eine sorgfältige Erziehung ihrer selbst, und eine unermüdete Geduld. —

Lasset mich wiederholen, daß Philipp Jacob Spener es war, der also redete.

Indem ich nun scheide von der verehrten Frau, fühle ich nochmals, wie so gar wenig ich über sie habe sagen können, weil ich nur so gar wenig von ihr wußte. Aber auch dies Wenige scheint doch einiges Tröstliche und Beruhigende zu haben; und wichtig dürfte es doch auch sein, noch einmal zu bedenken, daß die Tugend ja das einzige durchaus Einfache in der Welt ist, über das man doch am Ende nichts weiter sagen kann, als daß sie eben selig-einfach sei. Eine Tugend, die auf Abentheuer ausginge, und nach Buntheit strebte, wäre eben die Tugend nicht mehr.

Der Sieg der Treue.

Eine Novelle, nach dem Spanischen.

Von

Helmina von Chezy.

In die Gewalt des ritterlichen Sultans von Egypten war, bei einer Wallfahrt nach dem heiligen Grabe, der Herzog Federigo von Toskana gekommen. Reich, Gemahlinn und Tochter blieben unbeschützt, denn jedes Lösegeld schlug Ptolomäus aus, seine Blicke weidend an der Lust einen so vortrefflichen Christenhelden in seinen Fesseln zu haben.

Als die letzte Hoffnung fehlschlug, ihren Herrn und Gemahl von den schimpflichen Banden zu befreien, erkrankte die edle Herzoginn, und der Schmerz um diese Trennung nagte an ihrem Leben. Wenige Jahre vergingen in sehnsuchtvollen und hoffnung-

losen Schmerzen, da machte ein früher Tod diesem Leid ein Ende, und die schöne Rosamunde zur Waise.

Dieses engelgleiche Kind wuchs empor als die blühende Hoffnung des verlassenen Landes. Einmüthig von Allen geliebt, gehegt und beschützt, war es nicht das Geschick, sondern ihr Herz, welches sie unaufhörlich an den gefangenen Vater mahnte, und sie antrieb: stets die heißesten Gebete zu Gott empor zu senden, und fromme Wallfahrten zu seiner Rettung anzustellen. So vertrauerte sie die erste Zeit der aufblühenden Jugend, doch das Erbarmen der himmlischen Mächte ertheilte der Verwaisten den Trost, der jedes Weh ertragen hilft; Rosamunde wurde von ganzer Seele von einem Edeln ihres Stammes, von ihrem Vetter Graf Lukanor geliebt, und ihr Herz hatte sich ihm ergeben, doch wußte Lukanor nicht, wie glücklich er sei, denn die edle Rosamunde, vor Allem bedacht nichts zu thun was ihren Vater kränken möchte, hatte in ihrem Herzen beschlossen nur den zu wählen,

den der Herzog ihr zum Gemahl bestimmen würde, und keinem Sterblichen sonst auch nur einen Schatten von Hoffnung zu geben. Getreu diesem strengen Entschluß hegte sie in ihrem Herzen ihre Liebe gleich einem köstlichen Edelgestein, dessen Besitz so unschätzbar ist, daß man sich selbst kaum gestehen mag, daß er unser sei.

Graf Lukanor hingegen, der schönste und ritterlichste der Heldenjünglinge dieses Stammes, war nicht minder als Rosamunde eben so bang vor dem Geschick als zuversichtlich in seinen Empfindungen, und treu entschlossen, sich ohne irdische Hoffnung dem reinen Dienst seiner Dame ewig zu weihen. Daß er ihr theuer war, erschien ihm oft ganz klar, und oft wiederum hüllte sich diese Gewißheit in Zweifel und Dunkel ein. Wenn nun aber in diesen schmerzlich süßen Bangigkeiten, denen jedoch die Hoffnung nie fern blieb, ein Lichtstrahl der Gewährung in Lukanors Seele sank, so war ihm so unaussprechlich wohl, daß er das Leben, welches nur durch Rosamunde beseeligt

wurde, als Opfergabe des Danks zu ihren Füßen hätte hinhauchen mögen.

Alljährlich sandte Rosamunde reiche Gaben und unermeßliche Summen nach Aegypten, um ihren Vater zu befreien, allein der Sultan sandte Alles der schönen Prinzessinn unerbittlich zurück. Einstens jedoch, als er heitren Muthes war, ließ er ihr zur Antwort melden: ihr wohlgetroffenes Bildniß in Lebensgröße, jedoch in morgenländischem Schmuck und mit der Inschrift ihres Namens sei der einzige Preis, der ihren Vater retten könne. So schmerzlich es der edlen Rosamunde fiel, ihr Bild mit ihrer eignen Bewilligung in die Hände eines Ungläubigen zu geben, war sie dennoch zu diesem Opfer entschlossen, doch ein ernstes Verbot ihres Vaters verhinderte sie, denn er schrieb, er wolle lieber sterben, als auch nur den Schatten seines Kindes durch den frechen Blick eines heidnischen Wüstlings entweiht sehn, der aus dem Staub zum Thron gelangt wäre. Der Sultan, dem diese Weigerung ganz ihrem Inhalt nach

bekannt wurde, ergrimmte heftig. Das ehemals nicht unfreundliche Gefängniß des Herzogs mußte er verlassen, und in eine feuchte Felsenhöhle hinein, die ein Aufenthalt des Entsetzens war. Der Herzog trug diese neue Prüfung mit Ergebung, in seinem Bewußtsein innig erfreut: auch in Fesseln dem Uebermuth seines Feindes Hohn geboten zu haben.

Indeß verbreitete sich durch ganz Europa der Ruf der Schönheit und Tugend Rosamundens, dergestalt, daß es schien, als sei nur sie die Sonne, von der auf die Welt Licht und Leben ausginge. Von allen Seiten kamen Fürsten und Edle um sie zu werben, ihr Wille würde hinreichend gewesen sein ein Kriegsheer zur Befreiung ihres Vaters zusammen zu rufen, allein sie besaß keine Geißeln, und befürchtete ihr edler Vater möchte das erste Opfer dieses Unternehmens sein, und so ließ sie jeden Freier sich ohne Trost und Hoffnung entfernen; sie selbst blieb in der Einsamkeit, ihrem Gram, ihrer Liebe und Gott ergeben.

Als eines Tages die edle Prinzessinn in ihrem Garten, von ihren Fräulein begleitet, den heißen Thränen freien Raum ließ, führte sie die Schönheit des Morgens aus des Blumengartens heitern Räumen in den grünen tiefen Wald, der an dessen Ausgang lag. Hier verweilte sie, ganz hingegeben ihrem Weh, umfangen von den Lieblichkeiten der frischen Morgendüfte im Walde, beim Gesang der Vögel und dem Rieseln vielfacher Quellen. Sie sah die muntern Landmädchen mit ihren großen Hüten und Blumen am Mieder, singend durch den Waldpfad eilen, die schweren Lasten, welche sie trugen, wie gehoben durch den heitern Muth ihres frohen Lebens und sie vermeinte: es müsse wohl ein neidenswerthes Loos sein, so ein stilles und freudiges Dasein, mit geringen Sorgen und beschränkten Wünschen. Herzinniglich sehnte sie sich nach eines so heitern Lebens Beschränktheit und Lust, und schon in solchem Wunsch umfing es sie mit Frieden. Plötzlich eilte aus dem Dickicht ein wüthiger Eber mit gräß-

lichem Geschrei auf Rosamunde zu, ihre Frauen entflohen, ihr selbst versagte die Kraft, sie sank hin und schon wollte das ergrimmte Thier auf seine Beute stürzen, als schwirrend ein Wurfspieß durch die Luft flog und das Wild in die Stirn traf. Heulend und betäubt wandte es sich hin und her, und mit verdoppelter Wuth nach dem Glanz der goldgeschmückten Rüstung, die plötzlich durch die Nacht der Bäume schimmerte. Es war Lukanor, nur mit seinem Schwerte bewaffnet. Er stürzte hin auf das mächtige Wild, und nun begann ein Kampf, dessen Entsetzlichkeit Rosamunden aufs Neue aller Kraft und Sinnen beraubte. Vielleicht wäre der edle Ritter ein Opfer seines Muthes geworden, wenn nicht nun von allen Seiten, durch das Geschrei der Edelfräulein Rosamundens herbeigerufene Hülfe erschienen wäre. Das Wild wurde bezwungen und einige tiefe Verletzungen nicht achtend bei der unendlichen Seligkeit: sein Leben für Rosamunde gewagt zu haben, blieb Lukanor hier noch

zurück, indeß die Prinzessinn ohnmächtig fortgetragen wurde.

Lukanor, dieselbe Stelle mit seinen Thränen netzend und die Waldblumen pflückend und küssend, die Rosamunde im Fallen berührt, gewahrte plötzlich etwas Hellblitzendes und Buntes, das weder Thau noch Blume war. Eine köstliche Armspange war es, die Rosamunde verloren. Er hob sie auf und barg sie auf seiner Brust, entschlossen dies Kleinod seiner lieblichen Besitzerin wieder zuzustellen. Erschöpft und langsam, doch bis zum Sterben beglückt, ging Lukanor die duftenden geschlängelten Waldpfade nach der Stadt entlang. Ein heftiges Wundfieber beraubte ihn einige Stunden später seiner Sinne, und in einer langen Krankheit, mit Todesgefahr ringend, beseligten seine Träume ihn immerdar mit dem lichten Himmelsgebilde seiner Sehnsucht, und Lukanor genaß, wohl, wie er vermeinte, von der Kraft seiner Träume nur; denn immer erschien ihm Rosamunde liebreich und hangend an seinen Blicken.

Ja, beim Schimmer der fernen Alabaster-Ampel schien es ihm oft, er wache und die Herrliche sitze an dem Haupte seines Lagers und ließe heiße Thränen auf seine matte Hand niederfallen; er saugte dann die Thränen ein und fühlte seinen brennenden Fieberdurst gestillt, und sanfte Erquickung senkte ihn in neuen Schlummer. Und wenn er nun am Morgen die Diener fragen wollte, ob die Herrin dort gewesen, so schloß ein heißes Bangen seine Lippen, daß sie: Nein! sagen möchten, und der selige Traum nur ein Traum gewesen sein könne.

Nicht Fieberträume hatten den Liebenden getäuscht, Rosamunde selbst durfte unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Pflege desjenigen übernehmen, der sein Leben für sie gewagt hatte. Lukanor erfuhr es nicht, allein sein Herz wußte es, und das war genug um seine Liebe mit neuem Leben, sein Leben mit neuer Liebe zu stärken.

Kaum war Lukanor genesen, so verbreitete die Ankunft zweier fremder Prinzen

an Rosamundens Hof Unruhe. Beide waren durch den Ruf der Schönheit der Fürstinn herbeigezogen, und schon drang der Adel im Namen des Volkes in Rosamunden eine Wahl zu treffen, damit das Herzogthum sich väterlichen Schutzes zu erfreuen habe. Beide Fürsten waren liebenswürdig, Rosamunde liebte schon, allein zu jedem Opfer war sie fest entschlossen. Sie schrieb deshalb ihrem Vater von den Bewerbungen der zwei edlen Prinzen Astolf von Spanien und Bror von Norwegen, zugleich meldete sie ihm, was Lukanor zur Rettung ihres Lebens gethan und gelitten, und daß sie seiner Liebe gewiß sei. Fromm ergeben in den Willen des himmlischen Vaters und des Vaters auf Erden, überließ sie, nach Absendung dieses Briefes, sich ruhiger den Freuden und Vergnügungen, welche die Gegenwart der Fremdlinge an ihrem Hof veranlaßte. Von innerer Hoffnung beseelt: der Herzog werde dem tapfern und lieben Vetter, als einheimisch und dem Lande längst schon theuer, den Vorzug vor

fremden Bewerbern ertheilen, sahe sie froh der Rückkehr des Boten entgegen.

Rosamunde hatte einen Edelmann, Namens Roberto, mit reichen Geschenken an den Sultan, mit tausendfachen Erquickungen und ergötzlichen Kostbarkeiten an ihren Vater abgesendet. Dieser treue Diener sollte des Herzogs Antwort über die Wahl Rosamundens überbringen. Ein tiefes Geheimniß ruhte auf der ganzen Sendung, doch entging den Beobachtern weder die Ruhe und stille innere Freudigkeit Rosamundens, noch die Feinheit, mit der sie jede Erklärung hinaus zu schieben wußte.

Prinz Bror von Norwegen war ein ritterlicher Sohn des hohen Norden, die heitre gastliche Sitte seiner Landsgenossen, die Munterkeit, hervorblühend aus den Wurzeln tiefen Ernstes, der Geist der Lieder und die Lust der Kämpfe beseelten sein Wesen; ihm hätte kein Herz widerstanden, das nicht schon in Fesseln war. Prinz Astolf von Castilien, nicht minder schön und prangend mit allen Vorzügen der Geburt und

des Glückes, besaß nicht dieselbe frohe Milde der Seele, doch wohl gleiche Hoheit und Biederkeit. Beide Fürsten gewannen die Gemüther des Volks, so daß es nicht wußte, wen es wählen würde, wenn es ihm frei stände. Wie nun aber Liebe minder auf Verdienst beruht als auf Neigung, so konnte doch der Werth der fremden Fürsten der eingewurzelten Treue nichts anhaben, die das Volk zu Graf Lukanor trug, und mancher stille Wunsch für ihn, dessen Liebe Niemand verborgen geblieben und durch seine letzte That so herrlich beurkundet war, stieg auf, zu dem, der die Stimme der Herzen vernimmt.

An Rosamundens Hofe lebten drei edle Gräfinnen, ihre liebsten Gespielen; Lucende, von spanischem Geschlecht, Astrala und Laura. Wetteifernd mit Rosamunden an Schönheit, Lieblichkeit und reichen Gaben der Natur, schien ihr Werth selbst dadurch noch zu gewinnen, daß Rosamunde jeden Preis gewann, denn diese holden drei flochten ja gern selbst alles Schöne und Herrliche

in sich zum Kranz für die geliebte Fürstinn. Bei Rosamundens übelverhehlter Kälte gegen ihre zwei Freier konnte es nicht fehlen, daß Unterhaltung der Gesellschaft oft jenen Dreien überlassen war, und so blieb denn die stolze Lucende nicht unempfindlich für den Werth ihres Landesgenossen Astolf, Astrala fühlte sich mehr zu Bror geneigt, und längst schon hatte Laura ihr Herz zu Graf Lukanor gewendet, die unerwiederte Liebe im Herzen mit eitelen Hoffnungen nährend, und ihre ganze Bestrebungen nur darauf hinwendend, daß diese Liebe verborgen blieb.

Lukanor, durch die letzte Begebenheit tiefer angeregt in glühenden Wünschen des Besitzes seiner Geliebten, andrerseits schmerzlich bewegt vom Bangen: Rosamunde werde einem ihrer fürstlichen Freier den Vorzug ertheilen, faßte plötzlich den Entschluß sich durch eine Reise den Qualen der Ungewißheit zu entziehn, und Abentheuer suchend, die seinen Namen verherrlichen könnten, mit hohem Ruhme zugleich das Ziel

seines hoffnunglosen Lebens zu finden. Er meldete seinen Entschluß Rosamunden, und die Fürstinn, nicht erwägend, daß Lukanor ja um ihre Verwendung beim Herzog nicht wisse, klagte ihn im Herzen der Undankbarkeit und Flatterhaftigkeit an, und gab ihm Urlaub zu reisen. Lucende und Astrala, denen des Grafen Schmerz nicht entging, suchten ihn zu trösten, und verhießen ihm ihre treue Freundschaft und Verwendung, allein Laura gab ihm den Rath: zu gehn, und nicht zu gehn, nämlich zu vergessen; aber Lukanor erwiederte ihr: jeder Rath sei schlecht, zu dem keine Mittel vorhanden wären, und der Rathgeber, der sie nicht herbei schaffen könnte, wäre Demjenigen zu vergleichen, der in einer dürren Sandwüste dem Verschmachtenden zuriefe: Trink! ohne ihm Wasser zu reichen.

Indem nun Graf Lukanor einsam im Park umherging, seinen Urlaub zur Reise wie eine Last mit sich tragend, sann Rosamunde ihrerseits darauf, wie sie seine Abreise verhindern könne. Mit verstellter Hand

schrieb

schrieb sie ein Brieflein, wickelte einen köstlichen Ring hinein, und nach einem unbewohnten Theil des Schloßes eilend, wo der sinnende Lukanor eben vorüberging, warf sie blitzesschnell das Päcklein zu seinen Füßen, und war verschwunden. Der Graf öffnete das Kästlein, in welchem Ring und Brief enthalten waren, und las: „Gehet nicht „Graf, und laßet nicht von euren tiefsten „Hoffnungen. Wer dies Mittel euch reicht, „wird noch andere in Bereitschaft haben. „Und damit ihr Niemanden dankbar zu „sein nöthig habt, so wird die Venus an „jener Quelle dort, unsere einzige Botinn sein. „Unter den Mirthenzweigen zu den Alaba„sterfüßen der Göttinn sollt ihr Kunde finden.“

Entzückt, wenn gleich von tausend Zweifeln bedrängt, überlas Lukanor vielmalen das verheißende Blatt. Da rauscht' es im Nebengange und vor ihm stand die hohe Lucende. Mein lieber Graf, sagte ihm die Freundinn, da ihr von uns scheidet, wünschte ich sehr, euch mit einem Angedenken zu erfreuen, und den Wunsch vereinend: daß es eine Arbeit von

meiner Hand sei, mit demjenigen: euch das Liebste was Ihr selbst begehren könnt, zu geben, bringe ich euch dies von mir selbst gemalte Bildniß Rosamundens. Lukanor warf sich der Gräfin zu Füßen, sprechend: so zieme es sich, ein Zeichen ihrer Huld und Rosamundens Bild zu empfangen, und mit den heißesten Thränen begrüßte er alsbald das theure Geschenk. Als nun Lucende sich entfernen wollte rief Lukanor: könnte ich doch mit einer Krone dies liebe Geschenk vergelten, und wenn ich es nicht vermag, möchtet ihr nicht verschmähen diesen Ring zu nehmen, der euch, schöne Lucende, nicht an den unglückseligsten der Menschen, wohl aber an eure eigne Huld und Güte erinnern soll. Lucende hatte Lukanor zu lieb, um ihm diese Gunst abzuschlagen, und so wenig als sie angestanden hatte, ihm das reichgefaßte Bildniß Rosamundens zu verehren, so wenig fand sie auch Bedenken den köstlichen Juwel anzunehmen, den er ihr darbot, und der kein anderer war, als der eben von unsichtbarer Hand empfangene.

Zur günstigen Stunde ging nun die Fürstinn zur Bildsäule der Liebesgöttinn. Ein Buch, beschrieben mit sinnreichen Worten legte sie dorthin, und dabei eine goldene Kette. O schöne Mutter Amors, rief sie der Venus zu, nimm das Geheimniß reiner Liebe in deinen Schutz! — doch wie solltest du nicht verschwiegen sein, da du von Stein bist? Rosamunde entfernte sich nicht so schnell, daß nicht Laura sie belauscht hätte; sobald die Eifersüchtige die Fürstinn enteilen sahe, nahte sie sich voll Neugier jenem Orte, um zu sehen, was dort unter den Mirthenblüthen versteckt läge? Schon wollte sie danach greifen als Graf Lukanor erschien, den schmerzliche Ungeduld nach der im Briefe angegebenen Stelle getrieben hatte. Laura entfernte sich höchst erschrocken bei seinem Anblick, und der keimende Verdacht, sie selbst, deren Liebe ihm nicht ganz entgangen war, könne die Spenderinn der schönen Gabe sein, wurde ihm zur Gewißheit. Buch und Kette findend, hielt Lukanor sich überzeugt: es komme beides von Laura, und wenn

gleich mit Schmerz, diese Leidenschaft, die sich, seiner Meinung nach, so zart und großmüthig äußerte, nicht erwiedern zu können, jedoch auch geschmeichelt von den Zeichen weiblicher Huld, las er auf der ersten Seite des Büchleins folgende Worte: „Wenn ihr „dem Herzen Vertrauen schenkt, daß eure „Abwesenheit schmerzlich empfinden würde, „so bleibt, und kehrt oft zu dieser Stelle „zurück. Täglich werdet ihr dort etwas fin„den, das euch an mich erinnert. Legt diese „Kette an, weil es heute Festtag ist!“

Lukanor schrieb etwas in das Büchlein, legte es wieder unter die Zweige, und hing die goldene Kette, mit Smaragden geschmückt, um den Hals. Sodann eilte Lukanor zur festlichen Tafel, die mit tausendfachen Blumen und Früchten geschmückt, ein Meer von Düften ausströmte. Das Fest war heiter, doch Lukanor und Rosamunde hielten Beide die stillen Sorgen der Liebe unter dem Lächeln verborgen. Als nach der Tafel im Garten ein Schloß von Rosamundens Halskette sich ablöste, und in den blumenreichen

Rasen fiel, erhob sich ein Streit unter den zwei Prinzen, wer der Fürstinn dies Kleinod wieder überreichen sollte. Dieser Streit beleidigte Rosamunden, und sie befahl ihrem Edelfräulein: das Halsschloß dahin zu legen, wo es ihr nimmer wieder zu Gesicht komme, indem das, was Streit erregt habe, und in ihrer Gegenwart sogar, nicht würdig sey, ihr wiederum anzugehören. Als Rosamunde sich in ihre Zimmer zurück begeben, flehten Astolfo und Bror die schöne Astrala an, ihnen dies Kleinod zu geben, allein sie schlug es Beiden ab, und reichte es Lukanor, der nicht gewagt hatte darum zu bitten. Entzückt über diese holde Freundlichkeit riß Lukanor die reiche Kette von seinem Halse und bat Astrala so flehentlich sie anzunehmen, daß sie es ihm nicht abschlagen konnte, wohl wißend, wie sehr er sie ehre, wie gränzenlos er Rosamunden liebe, und wie leicht sein Gefühl zu verletzen sei.

Indeß war Rosamunde nach der Quelle gegangen, um zu sehn, welche Kunde ihr Buch wohl enthalte? Hastig ergriff sie es,

doch ach! wie grausam wurde sie überrascht! Wäre dies Büchlein, so hieß die Schrift Lukanors, so gut ein Buch des Vergeßens, als es eines des Gedächtnißes ist, so möchte es seiner schönen Herrinn würdiger zu ihren Händen gelangen! — In ein Meer von Zweifeln senkte dies Schreiben Rosamunden, sie, die gehofft hatte, Lukanor würde sie gleich errathen, fand sich nun getäuscht, und merkte, daß er glaube, eine Andere beglücke ihn mit solchen Liebeszeichen. Dies Vermuthen schien Rosamunden ein unerhörter Frevel und ein Anfang heimlicher Unbeständigkeit, so daß sie in Thränen ausbrach, und nichts heftiger wünschte, als ihren Schritt ungeschehen machen zu können, und sich bei ihrem Vater nicht für Lukanor verwendet zu haben.

Indeß Rosamunde nun in sich die süßen und bangen Sorgen der Liebe nährte, kam ihr Botschafter, der biedere Roberto, von seinem Zuge nach Aegypten zurück; er brachte eine schriftliche Antwort vom Herzog Federigo, doch ihm war nicht vergönnt worden, ihn zu sprechen. Rosamunde befand sich

eben im festlichen Kreise des Hofes, als dieser Bote zurück kam. Ganz erfüllt von Angst einer schnellen, vielleicht unerwünschten Entscheidung, rief sie mit bebenden Lippen den ganzen Kreis zur Aufmerksamkeit an, und nachdem sie sich gefaßt hatte, sprach sie folgendermaßen zur Versammlung:

Jedermann weiß, wie mein Vater auf einer frommen Pilgerschaft nach Jerusalem vom heidnischen Sultan gefangen genommen wurde, und noch jetzt in Sklaverei schmachtet. Entfernt von seinem Schutz, seinem Rathe und seiner Liebe, habe ich dennoch diese kostbaren Güter alle nicht entbehren wollen, indem ich den Wunsch meiner Unterthanen gemäß, zu einer Wahl schreite. Deshalb habe ich diese Wahl der Entscheidung meines Vaters unterworfen, und in diesem Brief hier, den meine Lippen mit Ehrfurcht begrüßen, werde ich seinen Willen finden. Zum zweitenmal unterwerfe ich mich hiemit feierlich dem Gebot, welches in diesen theuern Worten enthalten ist; doch ehe ich von drei Mitbewerbern denjenigen nenne,

den mein Vater begünstigt, muß ich auf neue Rücksichten aufmerksam machen. Wenn ein unglückseliger Greis, elend, gedemüthigt, in Betrübnißen, arm und gefangen dennoch aus seines Kerkers Grüften vermag, das reiche Geschenk seines Staates und seiner Tochter zu machen, wer könnte dann so undankbar sein, und zwei Wohlthaten mit Gleichgültigkeit vergelten? Eh ich also diesen Brief öffne, leg ich eine Bedingung auf meine Wahl, daß nämlich derjenige, den sie getroffen, nicht eher vor dem Altar meine Hand empfange, bis er durch irgend ein Mittel meinen Vater befreit.

Der edle Astolfo unterbrach hier die Fürstinn. Schöne Rosamunde, rief er aus, siehe mich, gerührter noch von deinen Thränen, als von der heiligen Empfindung selbst, die sie dir auspreßt, schon in deinen Rathschluß ergeben. Sollt ich der Glückliche sein, den dein Vater erkoren, so schwöre ich den heligsten Eid, daß ich Herzog Federigos Gunst ihrem Werthe nach erkennen will, und daß mich die aegiptischen Ufer anstau-

nen werden, sehend: wie ich des Nils sieben-sache Mündungen umzingle, durch welche er im Jonischen Meere ausströmt. Nicht zahlreicher soll der Sand an den Ufern sein, als meine herbei gerufenen Kriegesschaaren. Die Befreiung des ehrwürdigen Herzogs sei das Pfand meines Glückes, denn wer liebt, der wird nur den Gegenstand seiner Liebe in dessen innigsten Wünschen erfreuen wollen. Dasselbe, rief Bror aus, erbiete ich dir, edle Herrinn! Sollte mich der Herzog erwählt haben, so soll nicht derjenige in Feßeln sterben, durch welchen ich in so seligen Banden lebe! So mögen denn Aegiptens grüne und blumenreiche Fluren die Weide meiner norwegischen Pferde werden, die, so Sommer als Winter dort ihre kriegerischen Übungen halten sollen!

Und Graf Lukanor schweigt, sagte Rosamunde, wisset mein Vetter, daß ich nicht verschmähte, eure mir wohlbewußten Bewerbungen denen dieser edlen Prinzen beizugesellen. Erbietet ihr euch nicht, eurer Mitbewerber schönes Beispiel nachahmend? O,

nein, Herrinn! erseufzte Lukanor. Warum? fragte Rosamunde. Weil ich nicht dahin trachte, Rosamunde, entgegnete Lukanor, jemals so glücklich zu sein, habe ich nicht erst überlegt, was ich wohl thun würde, wenn ich es wäre! Wie könnt ich mich auch erbieten, mit einer Kriegsmacht euren Vater den Herzog zu befreien, da ich nicht über einen Mann zu gebieten habe, und wenn es sein strengster Befehl ist, daß das Blut seiner Unterthanen nicht seinetwegen fließen soll? Nichts bleibt mir übrig, holde Muhme, als dir den Eid zu leisten, daß wenn ich (nicht denke ich's, noch hoff ich's) der Glückliche sein sollte, den dein Vater wählt, so würde ich dies Glück nicht annehmen, bis mein Herr und Ohm befreit ist, sei es durch mich, oder durch ein günstiges Schicksal, sonst will ich unvermählt sterben. So sprech ich, um mit diesen Worten zu sagen: daß ich solch einer Seligkeit, als dein Besitz ist, nie gewürdigt sein werde. Dies erbietest du? sprach Rosamunde. Dies erbiet' ich, erwiederte Lukanor, und noch wiederholten Bror und Astolfo die schon geleisteten Versicherungen:

Da las Rosamunde folgende Worte: Meine Tochter! mir ist nicht vergönnt dir durch viele herzliche Worte meine Liebe zu sagen, nimm denn nur diese wenigen. Von Allen, die sich um deine Hand bewerben, erwähle ich, als den mir Vertrauten und Theuern, deinen Vetter Graf Lukanor. Er sei dein Gemahl! — Ein lauter ausbrechender Jubel unterbrach hier die Fürstinn. Urplötzlich hatte sich diese Nachricht unter das Volk verbreitet, welches sich einer ungestümen Freude überließ. Graf Lukanor war seiner Sinne nicht mächtig, und Rosamunde erlag fast unter der Lust, die innere Wahl ihrer Seele von ihrem Vater gebilligt zu sehn. Doch bald gewannen ihre Zweifel wegen des Schreibens im Gedächtnißbüchlein die Ueberhand. Astolfo und Bror verhehlten ihren Schmerz und erinnerten blos die Prinzessinn, daß sie verheißen habe Niemanden ihre Hand zu geben, als dem Befreier ihres Vaters. Lukanor fühlte sich niedergeschlagen, da alle Mittel ihm fehlten das Unternehmen zu beginnen, und wie ward ihm, als

Rosamunde sich zu ihm wandte mit folgenden Worten: Es thut mir leid, mein Vetter, das euch dasjenige zur Qual geworden, was ich zu eurem Heil angefangen hatte. So habe ich euch denn nur einen Rath zu geben; da ihr zu vergessen wünscht, und schon angefangen hattet, zu vergessen, so vollendet das Begonnene, und indem ihr euch des Vergessens bedient, sagt mir, wo es zu finden sei, damit ich dasselbe thun könne. Mit diesen Worten entfernte sich Rosamunde, und ließ den Grafen in namenloses Staunen versenkt zurück. Nicht konnte er begreifen, wie Rosamunde erfahren habe, was er Lauren geschrieben. Eine Hoffnung: sie selbst könne die Urheberin dieser Gaben, dieser Briefe sein, durchzuckte ihn nun mit frischem Leben, und entschlossen, alles zu wagen, begab er sich in seine Zimmer, um mit Hülfe des Himmels ein Mittel auszusinnen, das zu vollbringen, was wohl der Vernunft, nicht aber der Liebe unmöglich schien.

In seinem Gemache harrte Lukanors sein Freund Roberto, der ihm in diesem

Augenblick nicht willkommener hätte sein können. Jeden Umstand mußte er ihm enthüllen, und Cairo, das er schon vielmals auf seinen Gesandschaften dorthin besucht, recht ausführlich beschreiben. Roberto erzählte dem Grafen, wie er diesmal zufälliger Weise den Sultan im Gehölz jagend angetroffen, an einem Ort, wo das Wild und die liebliche Einsamkeit ihn angelockt, dessen Zugang aber bei Todesstrafe verboten sei, ohne daß Roberto dies Verbot gekannt. Die Wachen des Sultans hatten ihn ergriffen und gebunden, allein der Sultan kam dazu, und da er in ihm den Botschafter Rosamundens erkannte, und zumal der Falke, auf Roberto's Faust ruhend, sich beim Schwirren einer Lerche in Lüften mit ungemeiner Leichtigkeit so aufschwang, daß er und die Lerche den Blicken verschwanden, im Nu aber auch das edle Thier mit der Beute wieder auf Roberto's Hand ruhte, seiner Weise nach sich am Hirn der Lerche weidend, so konnte der Sultan seiner Bewunderung eines so köstlichen Geflügels keine Schranken setzen, worauf Roberto ihm

den Falken verehrte, und der Sultan dies Geschenk reich und kaiserlich belohnte, jedoch den Wunsch äußerte, noch einen solchen Falken zu besitzen. Dieses hatte Roberto dem Sultan verheißen, und in der überraschten Stimmung, in der er eben war, nicht bedacht, daß er nicht wisse woher er so leicht einen bekommen solle? Die abgerichteten Falken mußten erst weither verschrieben werden, und es hatte jeglicher Ritter seinen Falken so lieb, und hinwiederum der Falke den Herrn, daß Keinem anzusinnen war, er solle von dem Andern lassen. Nun besaß Lukanor als Erbtheil eines geliebten Waffenbruders ein solch schönes Thier, das selten von der Hand des Grafen wich, und in seiner Abwesenheit ganz traurig war. Doch schien ihm das Opfer dieses Lieblings gering gegen den hohen Preis, den er vielleicht dafür erringen könnte, wenn das Glück seinen Anschlägen hold wäre, und ein plötzlicher Entschluß: Heil und Leben an das Einzige zu setzen, wodurch ihm das Leben galt, reifte in seiner Brust. In sich selbst verhieß

er sich, der Welt ein Beispiel zu geben, wie mit einem festen Willen etwas in das Werk zu richten sei, das unmöglich schien. Er wollte zeigen, daß Toskana an Bror und an Astolfo nichts verlöre, wollte sich dem Sultan als tapfer und klug, dem Herzog dankbar erweisen. Sehen sollten die Zeitgenossen wie der Entschluß eines edlen Herzens so viel Kraft habe als der Besitz großer Gewalt, wie Triebsamkeit wohl für Stärke, Anschläge wohl für Waffen, sinnreiches Denken für eine Flotte gelten könne, und wie Niemand einst sagen dürfe: der Herzog habe übel gewählt, da er ihn einmal gewählt hatte. Sofort warf sich Lukanor in eine gemeine Jägerkleidung, und nur von Roberto begleitet, den Falken auf der Faust, geschwungen auf sein herrliches Roß, lag Florenz hinter ihm in duftiger Ferne, ehe noch Jemand seine Abwesenheit gewahrte.

Indeß saß Rosamunde nachdenklich und tief im Herzen betrübt auf ihrem Balkon, unter hohen Gebüschen von Mirthen, Rosen und Jasminen, um sie her ihre Fräu-

lein; Lucende, die Laute in Händen. Wer die zarten Fräulein gesehen hätte so lächelnd und rosig, der hätte wahrlich gefragt: wie die Rose noch so sehr gepriesen würde, da die Pracht aller Blumen, und der Sterne dazu, nur in blühenden Zügen des Menschenantlitzes vereint und verherrlicht strahle, vor allem aber in der Schönheit edler Jungfrauen. Rosamunde gebot der Gespielinn nicht fürder zu singen, da heut der Gesang sie nur schmerzlicher anrege, und wie sehr erstaunte sie, als sie, in ihrem Trübsinn nun zum erstenmal die Blicke auf Astrala und Lucende heftend, am Finger Lucende's den Ring, den sie Lukanor geschenkt, am Busen Astrala's die goldne Kette erkannte. Ihre Bestürzung erlaubte ihr nicht sich zu bezwingen, und mit bebender Stimme fragte sie die Fräulein: woher sie diese schönen Kleinodien besäßen, welche sie an ihnen noch nie gewahrt. Wie aus einem Munde antworteten beide: vom Graf Lukanor, so daß Rosamunde todtenbleich wurde. Da Lucende dies bemerkte, nahm sie zuerst das Wort,

und bat die Herrinn ihr zu verzeihen, daß sie ihr Bild ihm geschenkt, Astrala aber gestand, daß sie ihm das Halsschloß überlassen, da fuhr ein Strahl der Freude in Rosamundens Seele, und erglühend wie die herrlichste Rose, gebot sie, sogleich den Grafen rufen zu lassen. Mit Ungeduld harrte sie seiner, doch nach mehr als einer Stunde kam erst der Hofmarschall mit bestürzten Blicken, sagend, der Graf sei nirgend zu finden, zugleich verkündete er: die zwei Prinzen haben plötzlich die Stadt verlassen. So traurig Rosamunden die eine Nachricht war, so gern vernahm sie die andere, denn was kann in der Abwesenheit des Geliebten wohl peinlicher sein, als die Gegenwart des Ungeliebten, wenn er Liebe begehrt? Astrala aber und Lucende wurden bleich, und die eifersüchtige Laura hatte längst den Zirkel verlassen, im Garten am Quell der Venus ihre hoffnungslosen Thränen mit dem Tropfen zu mischen, die vom Gestein herunter perlten.

Während nun Rosamunde sich selbst

Bayerische Staatsbibliothek München

der Härte und schnöden Hohns gegen eine so treue Liebe als die ihres Vetters anklagte, und die Einsamkeit suchte, als die einzige Freundinn des Schmerzes, eilte Lukanor mit Roberto sich nach Aegipten einzuschiffen. Wind und Wellen waren der Liebe günstig; so daß die Fremdlinge sehr schnell in Cairo anlangten. In muselmännischer Tracht hatte ein christlicher Schiffer ein leichtes Fahrzeug ausgerüstet, und harrte der Fremdlinge in einer abgelegenen Schwingung des Flusses im Walde. Roberto und Lukanor wurden auf ihr Begehren vor den Sultan geführt, und der Sultan, entzückt über das köstliche Thier und dessen wundersam schönen und reichen Schmuck, wollte auch so gleich auf der Jagd seinen Flug erprüfen und lud Roberto ein mit ihm zu kommen. Dieser bat um Vergunst: seinen Jäger Grisaldo, der zwar blödsinnig sei, den aber der Falke sehr liebe und verstehe, mit zu nehmen, und der Sultan nichts Arges ahnend verstattete es ihm gern. Die Jagd ergötzte ihn ungemein, und da der

Blödsinnige so trefflich das schöne Thier zu handhaben wußte, fragte ihn der Sultan, ob er nicht bei ihm mit dem Thiere bleiben wolle? Lukanor willigte ein, nicht arabisch sprechend, sondern nur mit dummen und gleichgültigen Geberden, und somit ging Roberto, nicht ohne Bangen Lukanor seinem Sterne überlassend, vom Sultan reich beschenkt, nach dem Schiffe zurück.

Als nun, am andern Morgen frühe, die kühle Luft im Sultan die Lust des Jagens erweckte, lies er den Blödsinnigen, und die Falken kommen und ergötzte sich am wunderherrlichen nie ermüdenden Wettflug der zwei Thiere. Seinem Anschlag gemäß lockte ihn Lukanor bis in die Tiefe des Waldes, abseits von seinem Gefolge, und nach innbrünstigem Gebet zu Gott den Sultan plötzlich überfallend und mit starken Armen den Mund verbindend und umschließend, trug er ihn wie mit Riesenkraft an das Gestade in das wohl verdeckte Schiff, das mit Blitzesschnelle, mit fliegenden Seegeln bei tausendfachem Ruderschlage das

Gebiet des Sultans weit hinter sich hatte, eh irgend Jemand aus dessen Gefolge seiner Abwesenheit gewahrte, denn des Sultans Lust an der Jagd war so groß, daß sie ihn oft Tage lang, und sogar des Nachts im Walde festhielt, und ohne seinen Ruf wagte Niemand zu erscheinen. Als er nun nicht zu seinem Gefolge wiederkehrte, vermeinte dies, der Sultan sei schon in seinem Pallast zurück, dahingegen die im Pallast glaubten, er sei in seinen Zimmern verschlossen. Niemand gedachte an Arglist, und auch die Falken waren nicht zu sehen, denn sie waren Lukanor gefolgt, und saßen ruhig im Schiffe, ein Jeder auf der Faust seines Herrn, während der Sultan im untersten Raum in Banden lag, und was ihm begegnet war, für einen Traum hielt.

Während dessen waren Astolfo und Bror Jeder mit einer Kriegsmacht in Toskana eingerückt, des festen Entschlusses, Jeder der Fürstinn seine Dienste anzubieten, ihren Vater zu befreien, und als edelmüthige Ritter dem Preis entsagend, der dar-

auf gesetzt war, blos des Willens ihr zu dienen. Diese Sinnesart erfreute Rosamunde, und fachte die Liebe in Lucende's und Astrala's Brust zu den zwei Fürsten in helle Flammen auf. Rosamunde aber war in die tiefste Bekümmerniß wegen ihres Vetters Geschick versunken, und für jeden Trost unempfänglich. Da konnte es denn nicht fehlen, da ihres Herzens Zustand Niemand verborgen blieb, daß die zwei Prinzen sich nach Ergötzung und Labung in den anmuthigen Kreisen der Fräulein umschauten, wo denn Astrala's und Lucende's Schönheit, die Vorzüge ihrer Geburt und ihres Glückes nicht unbeachtet blieben, und ein zartes Band sich ohne Geständniß knüpfte, dem nur Anlaß und Augenblick noch fehlten. Wer aber hätte an Vermählungen gedacht, und an Feste, wo so tiefe Trauer waltete? Auch das Erbieten der Fürsten benutzte Rosamunde nicht, fürchtend, wie ehedem schon, der Krieg könne ihres Vaters Leben kosten, indem der Sultan damit den Anfang machen würde ihn seiner Rache zu opfern.

So, immer tiefer in Gram versunken, achtete Rosamunde des eignen Lebens nicht mehr, als eines Abends spät noch, wo eine wundersame Beklemmung sie eben verlassen, und einer erquickenden Ruhe, die plötzlich in ihr erwacht, Platz gemacht hatte, unerwartet Graf Lukanor zu ihren Füßen lag. Ihm folgte Roberto, auf der Faust die zwei Falken, und bald darauf kam auch der Sultan Ptolomäus, nicht in Feßeln, sondern im Schmucke, und mit fröhlichen Mienen der Prinzessinn seine Huldigung bringend und ihr bezeugend: wie er das Glück preise so viel Treue, Muth und Liebe erprobt zu haben, als in Lukanor leuchte, und sein Unglück darum für nichts achte.

In Aegypten galt bereits, durch Lukanors Vorkehrung das Verschwinden des Sultans für einen Scherz, den er gemacht, um eine Reise in Italien zu unternehmen, und nach so langen Leiden Rosamunden mit ihres Vaters Befreiung zu beglücken.

Wohl Mancher, der durch die Huld des himmlischen Vaters vom Uebermaaß des

Kummers zur höchsten Lust gelangte, wird sich denken, wie der liebevollen Rosamunde zu Muthe war, als sie nun Lukanors Treue belohnen konnte. So mag ich denn die dürftigen Worte nicht an ein Bild so hoher Wonne wagen, als die Seeligkeit der Liebenden, die Freude des befreiten Herzogs, der Jubel der Freunde, und das Entzücken des gesammten Volkes war. Mit hohen Ehren wurde Sultan Ptolomäus auf einer vergoldeten Jacht, deren Schmuck Perlen, deren Altane und Zimmer Blumengewinde und blühende Bäume wären, und auf der die herrlichsten Stimmen Italiens in Gesang und Tönen wetteiferten, nach Aegypten zurückgebracht, und als er nun nach seinem Pallast zurückkam, konnte er nicht umhin zu sprechen: Wohl mag selbst das Paradies der Christen dermaleinst mehr werth sein, als das Unsrige, da sie's schon auf Erden besser verstehn als wir, was Liebe und Treue heißt, und was das Leben fröhlich macht!

Die arme Marie.

Erzählung

von

Gustav Jördens.

„Sie singen ja so leise!“ sprach Marie, und hob ihr Auge von den gestickten Blumen zum Sänger empor. „Kopfweh!“ erwiederte Julius. „Und doch“ fuhr Marie fort „klagten Sie eben erst über Herzweh.“ Er hatte nämlich aus dem Liede an Mignon gesungen:

Schon seit manchen schönen Jahren
Seh' ich unten Schiffe fahren,
Jedes kommt an seinen Ort;
Aber ach! die steten Schmerzen,
Fest im Herzen,
Schwimmen nicht im Strome fort.

„Beides!“ rief er jetzt, und trat zur Gärt-

nerin, unter deren Händen die seidenen Blumen aufwuchsen. „Ich soll ja in wenig Tagen abreisen, gute Marie, alle Spielplätze meiner Jugend, alle Menschen die meinem Herzen nahe sind, hinter mir lassen, in eine wildfremde Welt treten. Ich glaube, das Heimweh quält mich in den ersten acht Tagen zu Tode."

Nur gemach! sagte Marie. Mein Bruder Bernhard sprach eben so, als er Abschied nahm. Aber je mehr er von seiner Sehnsucht geschwatzt hatte, die seine Gedanken immer nach der Heimath lenken werde, desto weniger hat er nachher gefühlt, wie er selbst gestand. Wer mit lustiger Reisegesellschaft geht muß heitern Sinnes werden, und nur vorwärts denken, er mag wollen oder nicht. Bernhards erster Brief war von der Fröhlichkeit selbst diktirt. Und daher möcht' ich fast wetten, daß vor den neuen Zerstreuungen und Vergnügungen Ihre alten Freuden in den Hintergrund treten werden.

„Ich vergesse nicht so leicht!" sprach Julius, und wickelte allmählig die Seide

von dem Röllchen, welches neben ihm lag, auf seine rechte Hand. „Ich werde mich sehnen Abends und Morgens und den Lüften Grüße mitgeben an meine fernen Geliebten.“

Marie schüttelte das Lockenköpfchen, wie ungläubig, und sah zu Julius auf, dessen linke Hand sie in frischer Thätigkeit erblickte. So fleißig? fragte sie lächelnd.

„Verzeihung!“ bat er erröthend. „So zerstreut wie heute bin ich noch nie gewesen, und wenn sich das nicht ändert, so vergesse ich wahrhaftig Schneiders griechisches Lexikon einzupacken, das Ihr Vater mir auf die Seele gebunden hat, oder vergesse den Reisepaß, und werde von der ersten Station auf dem Schube zurückgebracht.“

Er reichte Marien die gefesselten Finger. „Da sehen Sie, sprach er, während sie die Seide abwickelte, „daß ich nicht weiß, was ich thue. Das kommt vom Abschied nehmen.“ Und als nun seine Hand frei war, bediente er sich ihrer zu einem Fingerzeige auf die Seidenrosen, und machte die Bemerkung,

sie hätten zu viele und spitzige Dornen — er liebe die Rosen ohne Dornen; als Kommentar seiner Worte brannte ein Kuß auf den Lippen der Gärtnerin. —

Salve! rief der Pfarrer, in seinem Festornate zur Thür hereintretend. Ich bin beim Kindtaufschmause ungebührlich lange aufgehalten worden. Sie haben wohl schon lange meiner gewartet, lieber Julius? — Marie, meinen Schlafrock! – Du hast doch den Hänfling gefüttert, und die Iris in Schatten gesetzt? — Ohne Antwort abzuwarten, wendete er sich wieder zu Julius und sagte: Wir wollen nur den siebenten Gesang auslesen, dann mag's für heute genug sein. Dabei nahm er die Ilias vom Pulte.

„Ich reise" erwiederte Julius kleinlaut „schon übermorgen mit meinem Onkel ab, und wollte nur Abschied nehmen."

So schnell? fragte der Pfarrer. Nimmermehr hätte ich vermuthet daß die Stunde unserer Trennung so nahe sei. Es wird mir sehr schwer fallen, an Ihre Ab-

wesenheit mich zu gewöhnen, guter Julius. Doch es muß sein!

„Redlicher Greis!" erwiederte Julius, und drückte seine nassen Augen auf die Hand des Lehrers. „Nie werde ich vergessen, was ich Ihnen verdanke, daß Sie den Saamen der Weisheit und Tugend in mein Herz gestreut, und indem Sie mit mir durch die Hallen der Vorwelt wandelten, Begeisterung für alles Edle und Schöne in mir geweckt haben. Daß ich jetzt von hier scheide mit einem Herzen voll unaussprechlicher Liebe gegen alle Menschen, das verdanke ich Ihnen allein. Aber Ihre Saat soll reiche Ernte bringen, das gelobe ich Ihnen feierlich in dieser Stunde, und nun — leben Sie wohl."

Der Alte umfaßte den Jüngling mit Wehmuth: Leb' wohl und glücklich mein Sohn, und der Herr sei mit Dir auf allen Deinen Wegen; und dann riß sich Julius schmerzhaft vom Herzen seines Lehrers, reichte abgewendet Marien seine Hand, und rannte fort, ohne sich umzusehen, noch den

Pfarrer zu hören, welcher ihm Abschiedsworte nachrief, und dabei Griechen und Römer zitirte.

Aber Marie stieg auf den Hügel neben dem Pfarrhause, und blickte lange dem Flüchtling nach, und wehte ihm, als er nach einigen hundert Schritten sich umwendete und seine Arme ausbreitete, mit ihrem schneeweißen Tuche den Abschiedsgruß zu. Sie weinte nicht, aber mit recht wehmüthigen Tönen sagte sie zu sich selbst, als sie den Jüngling aus den Augen verloren hatte: Julius ist doch recht gut, und wir sind recht fröhlich gewesen.

Julius war der Sohn eines Kaufmanns in L... Sein Vater und der Pfarrer D... in D... hatten in ihrer Jugend eine Schule besucht, und die dort früh geknüpfte Freundschaft wurde durch längere Trennung Beider von einander, und durch ihre verschiedenartigen Bestimmungen und Verhältnisse nicht vertilgt, vielmehr wuchs

sie mit den Jahren und ward herzlicher und inniger. Julius wurde von seinem Vater bestimmt, Theologie zu studiren, und deshalb, als er siebenzehn Jahre alt war, und früher den Unterricht eines Hauslehrers in den Vorkenntnissen der Wissenschaften, insbesondere der alten Sprachen, genossen hatte, zu dem Pfarrer D... nach D..., einem Dörfchen in der Nähe von L... geschickt, um hier seine Kenntnisse der alten Sprachen zu erweitern, und sich gründlich zur Akademie vorzubereiten. Aus Liebe zu seinem alten Freunde sowohl, als aus Zuneigung zu dem vielversprechenden Jünglinge, sparte der redliche Pfarrer keine Mühe, und Julius Fortschritte waren bedeutend, erfreulich für den Vater, belohnend für den Lehrer. So war die Zeit gekommen, wo Julius die Akademie beziehen sollte. Der Abschied von seinem Lehrer und noch mehr von Marien that ihm sehr weh.

Marie war nämlich die Tochter des Pfarrers, gebildet von ihrem Vater, auferzogen in der Einsamkeit, eine lieblich duf-

tende Blume. Ihre Mutter war früh gestorben, und nun hatte der Vater um Marien und ihren Bruder Bernhard seine Arme voll Liebe gebreitet, um in der Sorge für die Kinder die Wunde zu verschmerzen, die der Tod der Mutter seinem tieffühlenden Herzen geschlagen hatte.

Bernhard und Julius wurden anfänglich gemeinschaftlich vom Pfarrer unterrichtet, bis der Erstere auf die Akademie nach H.. abging, um Medizin zu studiren. Eben dahin ging jetzt Julius, und dort wollten sie leben, (so hatten sie es oft einander verheißen) wie David und Jonathan. Julius würde die, wenn auch nur kurze Trennung von seinem Freunde nicht so leicht verschmerzt haben, hätte ihn nicht Mariens Anhänglichkeit über den Verlust desselben getröstet.

War die Stunde des Unterrichts vorbei, so flog Julius in den Pfarrgarten zu Marien, und half ihr pflanzen, graben und Blumen begießen, welches die liebsten Beschäftigungen idyllischer Seelen sind, wie

Julius und Marie waren. Dafür ließ auch Marie, wenn der Frühling kam, Julius Namen aus den farbigsten Blumen wachsen, und dieser war dankbar und schrieb eben so bunt Mariens Namen daneben. — O daß euere Namen, ihr guten Seelen, eben so blühend und glänzend eingezeichnet wären im Buche des Lebens! — Doch nicht Liebe, nur treue Anhänglichkeit war es, welche jetzt die jungen Herzen gefangen hielt. Aber wenn das Schicksal zwei verschlungene Hände auseinander reißt, erwacht oft die Leidenschaft, die schlummernd und verborgen lag, mit all ihren Schmerzen, und wächst höher und wird stark, wie der Tod, denn die Blume der Liebe will mit Thränen begossen sein. — —

Das Leben ward Marien recht einsam, als Julius fort war, und es kam oft, daß sie in den Garten ging, und mit dem Blumennamen redete, als wenn der, welcher ihn führte, vor ihr stände. Und wenn sie

dann

dann in die Stube trat, sprach sie zu ihrem Vater: der Garten ist recht verwildert, — die Blumen welken alle — das kommt von der trockenen Witterung — ich habe gar keine Freude mehr daran. Auch geschah es wohl, daß sie um die Stunde, wenn sonst Julius zu kommen pflegte, das Fenster öffnete und mit einem langen Blick nach dem Wege von der Stadt her schaute, bis sie plötzlich, wie aus einem Traume erwachend, es wieder zuschlug und sich still an ihre Arbeit setzte.

Aber Julius war nun recht mitten im Strudel des Lebens. Seine offene Seele gab sich den Menschen hin, die ihm dort Freund- und Brüderschaft anboten; er schwärmte mit ihnen Nächte hindurch, und freute sich des ungebundenen Wesens, von welchem Alle beseelt waren. Die Burschen von altem Schrot und Korn, die immer von Kanonen und Pfundsporen, von Paukereien und Kommerschen sich unterhielten, wollten ihm freilich nicht lange behagen, er zog sich bald in einen Kreis lebensmu-

thiger Freunde zurück, die genialere Thorheiten zu treiben wußten. Anfänglich besuchte er die Vorlesungen fleißig, nachher seltener. Eine Stunde — äußerte er — die ich in meiner Stube angestrengt arbeite, nutzt mir mehr, als wenn ich einen ganzen Tag in den Auditorien mich umhertreibe. Dort hat man keine Zeit zum Denken, der Geist wird dort so überladen, wie der Körper bei Valetschmäusen, — und Alles nur vorgelesen, und noch dazu größtentheils schlecht. — Manchen Vorträgen konnte er durchaus keine gute Seite abgewinnen. Mit der Logik ging es ihm gerade wie Goethen, *) er glaubte Alles, was er in den Vorlesungen darüber hören mußte, längst besser gewußt zu haben. Aber in den vier Wänden seiner Stube, oder in der Bohnenlaube des kleinen Gartens hinterm Hause, oder auf seinen einsamen Spaziergängen war er in ewiger Thätigkeit; er malte

*) Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit. Th. 2. S. 77.

sich das Leben mit fröhlichen Bildern aus, entwarf in der Begeisterung kühne Plane zum Wohl der Menschheit. Vergraben unter Büchern saß er oft bis um Mitternacht, und sog, wie die Biene aus den Blumendolden, das Beste, was sie enthielten, in sich. Ueber seine Stubenthür hatte er die Verse aus Schlegels Herkules Musagetes geschrieben:

Bücher verschlingend, wie Kato der strenge bei nächtlicher Lampe,
Dräng' der Jahrhunderte Mark mächtig zusammen in dir.
Wie nach dem Golde im Schacht unermüdlich der Grabende suchet,
Grabe du tief in das Buch, bis du gefunden den Kern.

Und er that darnach. Auch Dichter las er; aber nur im Freien, auf hohen Bergen oder im Walde, oder in schönen Sommernächten auf seiner Stube bei offenen mit Blumen versetzten Fenstern. Unter den Deutschen war Jean Paul sein Liebling: „Niemand kennt die Menschen besser, als

er" — sagte er — „Niemand liebt sie mehr und schont sie weniger, und Niemand hat verschiedenartigere Physiognomieen so richtig gezeichnet, wie er, wenn auch in seinen frühern und spätern Werken manche sich ähneln z. B. Viktor und Albano, Klotilde und Liane, Matthien und Roqairol. Seine Werke kommen mir vor, wie ein englischer Park, wo Wildniß mit regelmäßigen Beeten abwechselt, wo Ruinen eines Götzentempels neben Bauerhütten stehen, kurz, wo das Auge immer etwas Neues und Unerwartetes trifft, Statuen aller Art von der Venus Anadyomene bis zum Säufer Silenus, chinesische Brücken, Grotten, Springbrunnen u. s. w. Aber man geht in dieser mystisch-romantischen Verwirrung, wie in einem Zaubergarten, an allen Sinnen gefangen." —

Zur geringen Zahl von Julius Freunden gehörte vorzüglich Bernhard, Mariens Bruder, ob er gleich in seiner Denk- und Handlungsweise weit von Julius verschieden war. Bernhard suchte beständig das

ganze Menschenleben lächerlich zu machen und schien mit ihm Spaß zu treiben, dahingegen Julius es mitunter gar zu ernsthaft nahm. Wenn dieser in himmlischen Gefilden mit seiner Phantasie schwärmte, und in flammenden Worten über Tugend und Frömmigkeit predigte, spitzte jener die Lippe zu einem Sarkasm; geschmeidig, wie der Aal, wand er sich durch das Leben, dahingegen Julius, wie ein Fels im Meere, trotzend dastand Eins hatten sie dennoch gemein, ihr Zurückziehen in sich selbst und ihr Verspotten des Konventionellen, obgleich Bernhard dies geheim und Julius offen that.

So kam die Zeit heran, wo Bernhard die Akademie verlassen wollte, weil er auf ein eben erledigtes Landphysikat in seiner Heimath spekulirte. „Du würdest wohl daran thun, mich zu begleiten!“ sagte er zu Julius. „Die Alten wollen gern ihre Söhne als Studenten sehen, absonderlich

die Mütter, und wenn du nicht eher zurückgehst, als bis dein triennium academicum absolvirt ist; so zeigst du ihnen anstatt der Studenten- eine Philister-Phisiognomie."
Entweder fand Julius die Gründe seines Freundes einleuchtend, oder er hatte sich trotz der bunten Abwechselung seines Lebens im Stillen wirklich nach dem Vaterhause gesehnt, oder diese Sehnsucht erwachte jetzt mit einem Male, kurz, er ergriff den Vorschlag seines Freundes und reiste mit ihm ab. Unterweges war des Jubels kein Ende, besonders Julius freute sich, wie ein Kind, auf die Ueberraschung seiner Eltern: „Denke dir nur, Bernhard" sagte er „wenn ich eintrete; der Alte sitzt kalkulirend am Schreibtische, hält mich wegen seines blöden Gesichts für einen Fremden, der in Geschäften zu ihm kommt, fragt: Was zu Befehl stehe, wie ich heiße und dergleichen und ich antworte darauf: Ich heiße Julius, bin Ihr gehorsamer Sohn, und komme Sie zu besuchen."

Nach sechs Reisetagen langten sie in L... an. Bernhard blieb einige Tage dort,

und theilte mit Julius die Freuden des Wiedersehens, dann aber mahnte er denselben ungeduldig, nun auch ihn ins väterliche Haus zu begleiten Es war ein schöner Sommermorgen, als sie in D... ankamen. Sie gingen ums Pfarrhaus und erblickten am Fenster — nicht den Pfarrer, aber den Zipfel seiner weißen Nachtmütze, welcher anzeigte, daß der Alte an seinem Studiertische saß. Um durch die Klingel der Hausthür ihr Kommen nicht früher zu verrathen, als sie wollten, stiegen sie über die Hecke des Gartens, denn — sagte Bernhard beim Ueberklettern — in gewissen Fällen ist es erlaubt, sich der Hinterthür zu bedienen, und wir sind ja beide ehrliche Spitzbuben.

Julius Herz schlug freudig, als er im blühenden Gehege sich befand; er hing mit trunkenen Blicken an jeder Blume, jedem Baume und Strauche; die Bilder seiner Jugend traten lächelnd vor seine Seele und hießen ihn traulich willkommen. „Still, meine Schwester!“ flüsterte ihm jetzt Bern-

hard leise zu. Sie stand mit dem Gesicht abgekehrt und begoß ihre Blumen. Freund und Bruder schlichen näher, und der erste konnte genau bemerken, daß sein Name von Marien erfrischt wurde und recht fröhlich blühte. Sie pflückte zwei Blumen, um sie an ihre Brust zu stecken, und wandte sich in demselben Augenblicke um. Da flogen die Blumen aus ihren Händen und sie lag mit einem Ausrufe der Freude an Bernhards Brust. Julius aber drängte sich in die Umarmung des Geschwisterpaars, und sagte: Ich bin auch da, vergeßt mich nur nicht ganz bei euren Liebkosungen.

So umschlungen brausten die drei Glücklichen in die Studierstube des Pastors, welcher etwas verdrießlich aufsah, um ein archimedisches: Noli turbare — auszusprechen, als ihn die Jünglinge umfingen, und dadurch den ihnen zugedachten Verweis wegen ungebührlicher Störung niederschlugen. Als der erste Sturm vorüber war, erklärte der Pastor: Julius könne unter einigen Tagen nicht wieder zu seinen Eltern,

denn er müsse einem Hochzeitfeste beiwohnen, welches übermorgen im Dorfe begangen werden solle, auch müsse er eine General-Prüfung aushalten, damit man erfahre, ob er etwas Tüchtiges gelernt habe.

Julius gehorchte gern, obgleich, wie vorauszusehen war, an keine Prüfung gedacht wurde, vielmehr schweifte er mit Bernhard, auch zuweilen in Gesellschaft des Pastors und Mariens in der ganzen Gegend umher, denn er hatte sich gleich vorgenommen, einige Wochen zu faullenzen, und meinte: Solche Hemmungen der Thätigkeit hätten den Nutzen, daß man mit neuer Liebe zur Arbeit übergehe; wer aber seine Geschäfte ohne Ruhepunkt immer gleich abgemessen betreibe, sei ein Automat und für die menschliche Gesellschaft total verdorben.

Nur Eins mischte Wermuth in seinen Honigtrank — Mariens Gleichgültigkeit. Sonst hatte sie so unbefangen mit ihm gescherzt und gespielt, jetzt war sie kälter und zurückgezogener. Sie begegnete ihm zwar

nicht unfreundlich, aber nie konnte er es zu einem herzlichen Gespräche mit ihr bringen. Sie beschäftigte sich weit mehr mit ihrem Bruder, und Julius war nahe daran, eifersüchtig zu werden. Einen andern Grund dieser Entfremdung wußte er nicht ausfindig zu machen, als seine Entfernung, und er konnte den Wunsch nicht verhehlen: O daß wir Beide noch Kinder wären, und uns nie getrennt hätten!

Aber er that seiner Jugendgespielinn Unrecht. Nach seiner Entfernung war ihr der kleine Pfarrgarten ein Eden der Erinnerung geworden, und mit den Blumen seines Namens hatte sie unbewußt Blüthen frommer Liebe zu dem Entfernten in ihrem Herzen groß gezogen. Als nun der Stillgeliebte jetzt unvermuthet vor sie trat, da erschrack sie und klagte sich an, daß sie eine Leidenschaft hatte wachsen lassen, die Julius vielleicht nie erwiedere, und darum verschloß sie ihre Liebe mit Sorgfalt im treuen Herzen.

Endlich kam der Tag des Hochzeitfestes, den Julius unter andern auch darum herbeigewünscht hatte, weil er hoffte, Marie werde im Gewühl der Freude aus ihrer Verschlossenheit erwachen, und sich ihm in ihrer sonstigen Traulichkeit wieder hingeben.

Unsere beiden Freunde waren früh auf, hatten sich bald angekleidet, und warteten nur noch auf Marien. Bernhard, überhaupt etwas ungeduldig, lagerte sich daher vor die Thür ihrer Ankleidekammer, und machte durchs Schlüsselloch verschiedene satirische Glossen über die weibliche Putzlust, so daß ihm Julius seine Ungezogenheit ernstlich verweisen mußte. Bald darauf trat Marie erröthend hervor: „Schwesterchen!“ sagte Bernhard schmeichelnd „Du hast Dich so bedächtig und wählig geschmückt, als ob Du selbst die Braut wärst“ und weil Julius das Nämliche gedacht hatte; so drückte er seinem Freunde die Hand für diese Bemerkung. Marie aber sagte: „Es ist recht garstig von Dir, Bru-

der, daß Du kein Wort reden kannst, ohne Jemand zu verspotten."

Hiermit war der Streit geschlichtet, und das Kleeblatt wanderte zur Trauung in die Kirche. —

O ein junges Brautpaar in der Minute der Einsegnung ist wohl ein herzerhebender Anblick, zumal wenn (wie es hier der Fall war) aus dem Antlitz Beider, die jetzt durch Priesterhand verbunden werden, noch die Unschuld und Seelenreinheit schimmert, die aus den Augen unserer Ur-Eltern geleuchtet haben mag, ehe sie der verbotenen Frucht genossen, und der Engel des Herrn sie zürnend aus dem Paradiese trieb. Die Anrede des Pastors gründete sich zwar auch, wie gewöhnlich, auf die Worte der heiligen Schrift, die Gott zum ersten Menschenpaar sprach, aber er redete darüber so erbaulich und salbungsreich, daß der, welcher jene Textesworte von einem der gewöhnlichen Dorfpfaffen hat kommentiren hören, eine Trauungsrede aus Engelmund zu vernehmen geglaubt haben würde. Und

wie nun der ehrwürdige Geistliche zum Schluß das junge Paar befragt hatte: ob es sich stark und muthig fühle, fest an einander zu halten in Freud' und Trübsal bis an das Ende des Lebens, und ob sie frei und zwanglos diesen heiligen Bund schlössen, und er, als sie laut und freudig bejaht hatten, die Segensworte über sie aussprach, da ruhte eine heilige Stille auf dem versammelten Volke, bis der Schlußgesang und die rauschenden Orgeltöne sie unterbrachen, und die weichgewordenen Herzen wieder aufrichteten und stärkten. Was Marie gefühlt hatte, ließen ihre glänzenden Augen errathen, als sie aus der Kirche ging.

Der Hochzeitschmaus, welcher nun folgte, und wobei nächst dem Brautpaar und dessen Angehörigen der Pastor nebst seiner Familie (Julius mit inbegriffen) präsidirte, gab der Fröhlichkeit und mancherlei Neckereien Raum, so daß die Gäste, nachdem der Hochzeitbitter oder Trauschner zum Schlusse sich für die dem neuen Ehepaar gemachten

Geschenke im Namen desselben bedankte, und das ganze Fest durch eine mit Witz, und Wortspielen überladene Rede im Geiste des Pater Abraham a St. Klara gekrönt hatte, sehr erheitert von dannen gingen, und der Wiese zuströmten, wo getanzt werden sollte.

Burschen und Mädchen hatten sich zahlreich versammelt, bunte Bänder flatterten als Freudenfahnen an allen Hüten, die Musikanten fiedelten wacker, und Jung und Alt schwenkte sich rüstig im Kreise. Da sah man keine Falte des Mismuths auf irgend einer Stirne, kein grämliches Langweilen, kein Naserümpfen, wie bei den Festins der überfeinerten Städter, sondern alles trug die Livree des Frohsinns mit Recht: rothe Brustläze, Strümpfe, Bänder, und — Wangen, die ihre muntre Farbe dem klaren Bache, nicht der Schminkbüchse verdankten.

Julius tanzte oft mit Marien. Anfänglich schien sie verlegen, aber bald schmiegte sie sich hingebender in seine Arme und schien aus ihrer vorigen Zurückgezogenheit zur

alten Herzlichkeit wieder überzugehn. Als es Abend geworden war, bat ihn Marie, sie heim zu begleiten, weil Bernhard noch auf der Wiese bleiben wollte. Sie bestiegen den Hügel neben der Pfarrwohnung, von wo sie noch dem Getümmel des Tanzes zusehen, und das Jauchzen und Getön hören konnten. Da blickte Julius hinab in das Thal, und je länger er hinabblickte, desto stiller ward er, so daß Marie sich nicht enthalten konnte, ihn über den Grund seiner veränderten Stimmung zu befragen. „Liebe, liebe Marie!" sagte er mit nassen Augen, in das dämmernde Thal hinabdeutend. „Dort liegen die Freuden meiner Kindheit begraben. Aber ich sehe sie jetzt aus ihren Gräbern erstehen, und ihre Schatten im Sternenscheine wandeln. Der Rosenschleier, welcher sonst meine Augen umwand, ist zerrissen; klar und unbefangen schaue ich nun in die Welt, und habe dadurch nichts gewonnen, als eine tiefere Sehnsucht nach den entschwundenen Tagen. Die Zeit vermag viel, sie zerschneidet das

Band der Seelen, wie die finstre Parze den Lebensfaden. O Marie, hat sie auch an Dir ihre Macht bewiesen, und Deine Zuneigung gegen den Freund Deiner Jugend erkaltet?" — —

Der sanfte Vorwurf, der in diesen Worten lag, traf ihr Herz, das im Andenken an die Vergangenheit in Wonn' und Wehmuth zerging. „Du sprächst nicht so" sagte sie leise „wenn Du wüßtest, wie oft ich Deiner gedacht, und mich nach Dir gesehnt, und wie ich mein Leben durch die Erinnerung an Dich verschönert habe Mein Herz jauchzte, als Du nun wieder vor mir standest, aber ich wußte in meiner Freude nicht mehr zu sagen, als einige armselige Worte, doch in meinem Verstummen war ich seliger, als sonst in der lautesten Freude O Julius, wenn Du mich verständest!"

Er verstand sie, und es war ihm, als ob in seiner Brust die hellklingendste Saite berührt wurde, und als ob die Sterne am Himmel, die nach und nach hervorsprangen, sich in einen fröhlichen Reihen schlängen,

gen, und nach der Melodie tanzten, die unten im Thal ein Hirt auf der Flöte blies. Da zog er die Freudeweinende in seine Arme; ihr lautklopfendes Herz ruhte an dem seinigen, und Liebe drückte die Glücklichen fest zusammen. Und als nun die Flötentöne verklungen waren, und rings um Stille herrschte, durch die man kaum das leise Athemholen der Natur vernahm, lösten sich die fest verschlungenen Arme, Marie erhob das glühende Gesicht, und mahnte ihren Liebling zum Aufbruch.

Wie sie eben hinabsteigen wollten, kam ihnen Bernhard entgegen, der sie lange vergebens gesucht hatte. „Nachtgespenster!" rief er lachend „Was sucht ihr hier oben? Habt ihr Lust, nach den Sternen zu gucken, so hol' ich euch meinen Ramsden; ich würde aber doch rathen, das Observiren für heut einzustellen. Du hast Dich durch den Tanz erhitzt, Marie, und die Luft weht kühl. Das ist höchst schädlich; Du mußt mir als Arzt glauben, und ich sag's nicht allein, auch Hufeland sagt's in seiner

Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, Seite 26.“ Sei ohne Sorgen, Bernhard — sagte Julius — die Luft ist ja recht schwül, dächt' ich, aber wir wollen gehn. — Er stieg mit Marien langsam den Berg hinunter; Bernhard ging ihnen nach und pfiff die Todtenpolonoise.

In der Nacht konnte Julius kein Auge schließen. Er ging auf und ab im Zimmer und schaute dazwischen aus dem Fenster, damit die Nachtluft seine brennende Wange kühle. Erst am Morgen warf er sich halbentkleidet aufs Bett, aber der Traumgott bildete fantastische Gestalten, die das Lager des Schläfers umgaukelten, und ihn um den ruhigen Schlummer betrogen. Bernhard weckte ihn und rief ihn in den Garten.

Es war ein herrlicher Morgen. Der Pfarrer spazierte behaglich im schöngeblumten Schlafrock mit seiner dampfenden Gipspfeife in den begrasten Gängen des Gartens umher, und freute sich über die vollblühenden Aepfelbäume, denn das Gezisch der bratenden Aepfel auf dem heißen Ofen

zur Winterzeit war eine Musik, die er sehr liebte. Die Tochter ging um ihre Blumen und strich den Thau von den Blättern; der sonst nicht sentimentale Bernhard verglich sie einer Mutter, die ihrem Kinde die Thränen abtrocknet. Auf ihre Frage an Julius: wie er geschlafen? erwiederte Bernhard: „Nicht geschlafen, durchträumt hat der Schwärmer die ganze Nacht.“ Julius wußte es dem Freunde Dank, daß er ihn der Antwort überhoben hatte; denn er hätte sonst wohl, wie immer der Wahrheit treu, das heiligste Geheimniß seines Herzens enthüllt, wenn dies nicht schon Mariens glänzende Augen thaten, und hätte gesagt: Die Liebe hat mich nicht schlafen lassen. In seiner Brust wogt' es auf und ab, und eine einsame Stunde wär ihm jetzt viel werth gewesen; auch Bernhard bemerkte sein gezwungenes Wesen, und sagte daher: „In meinem Leben habe ich Dich noch nicht so einsilbig und unerträglich gefunden, wie heut beim köstlichsten Morgen. Julius entgegnete: Er denke an seine bal-

dige Rückkehr nach L . ., denn er müsse durchaus noch heut wieder fort und der Schmerz der Trennung sei ihm eben jetzt in der schönsten Stunde recht bitter ins Herz gefallen, daß er etwas Anderes zu denken nicht vermöge. Marie wußte am besten, was Julius meinte. So schied er, nachdem er vor seiner Abreise nochmals wiederzukommen versprochen hatte.

Erst als er den Weg allein nach der Stadt ging, ward ihm wohler. Er schwärmte in seinem Glücke und hielt Monologen so laut, daß ein alter Mann, der ihm begegnete, kopfschüttelnd stehen blieb, seinen Grimassen zusah, und endlich mitleidig fragte: „Was fehlt ihm denn, guter Herr?" — Nichts! Nichts! erwiederte Julius beschämt und ging rascher vorwärts, aber eingesponnen in das Netz der Liebe suchte er ungebahnte Wege, und kam erst gegen Abend zu Hause an.

Eben gab ein Livreebedienter eine Karte ab. Sie kam vom Kommerzienrath von L . . . und enthielt eine Einladung zum

Dinée auf morgen. Julius war mitgeladen, es war ihm aber höchst zuwider, und ward ihm noch ärgerlicher, als die Mutter, indem sie die Karte an den Spiegel steckte, der Tochter des Kommerzienraths eine Lobrede hielt, und diese geradezu an ihn richtete. „Seit ein paar Jahren hat sich das Fräulein äußerst kultivirt, du wirst sie kaum kennen, Julius. Sie singt zum Entzücken, tanzt himmlisch, und spielt die Guitarre, als wäre sie eine geborne Italienerin.“ Als Schauspielerinn wird sie ihr Glück machen! sagte Julius ganz trocken. „Wie wunderlich du heute bist!“ entgegnete die Mutter „Wie oft habe ich von dir den Gesang und das Spiel der Pfarrtochter loben hören; warum soll denn das Fräulein vor dir nicht Gnade finden?“ Ich liebe das Singen nicht mehr so wie sonst — erwiederte er — Sie (er wollte eigentlich sagen: Marie —; aber er drückte das Wort gewaltsam zurück) Sie singt auch sehr selten. — Ein Glück war es, daß der Vater, welcher im

Hamburger Korrespondenten las, das Licht putzte, oder vielmehr ausputzte; Julius Wangen glühten, und die scharfsehende Mutter hätte es ohne den glücklichen Zufall sicher bemerkt.

Auch vermochten weder die Lobeserhebungen der Eltern, noch die Arie aus Glucks Alzeste, welche Fräulein Florentine den versammelten Gästen vorsang, unsern Julius, die Gelobte mit andern, als gleichgültigen Augen anzusehen. Und er würde wohl überhaupt wenig von der ganzen leblosen Unterhaltung während der Tafel gewußt haben, wenn man ihn darum gefragt hätte, wäre nicht zufälliger Weise das Gespräch auf kunstvolle Stickereien gekommen, und Mariens Name als der einer äußerst geübten und zierlichen Stickerinn erwähnt worden. — —

Einige Tage darauf wanderte er trübsinnig nach dem Pfarrhause, um Abschied zu nehmen. Er fand Marien allein, denn ihr Vater und Bruder waren zu einem Kranken im Dorfe gegangen, um dem Gei-

ſte ſowohl, als dem Körper deſſelben Hülfe zu bringen. Wohl den Liebenden, daß ihre Betheurungen ewiger Treue kein fremdes Ohr vernahm, daß ihre feuchten Augen und langen Umarmungen kein fremdes Auge ſah! Die Trennung ſtand ja mit gebietendem Winke vor den Seligen und zog eine düſtre Wolke vor ihren Freudenhimmel. Hätten ſie nun kalt ſcheiden müſſen vor fremden Augen; ſo wäre ja ihr Herz der Trauer erlegen. So zerfloß zwar auch der Hymnus ihrer Liebe in ein weinendes Adagio, aber ſie trennten ſich doch mit befriedigtem und beruhigtem Herzen. . . .

Unſer Leben iſt eine Yoriks-Reiſe, ſpaßhaft und weinerlich zugleich; bei freudeglänzenden Augen ſollte man nur an Thränen, und bei ſonnenhellen Tagen nur an Wetterwolken denken. Auch das Schifflein unſerer Liebenden, faſt dem Hafen nah, ward wieder in die ſtürmiſche See getrieben. —

Der Fürst von ** (diese Sterne sind, beiläufig gesagt, eben so wohl, als die Ordenskreuze, eine herrliche Erfindung) hatte lange Zeit seinen Unterthanen durch eigne Mäßigung und Weisheit derer, die seinem Throne nahe standen, die Wohlthat des Friedens zu erhalten gewußt. Aber er hatte unruhige Nachbarn, und das Unvermögen, sein Land allein wider fremden Andrang zu schützen, bewog und zwang ihn zugleich, mit einem derselben, als jetzt Krieg ausbrach, Alliancetraktaten abzuschließen. Er war genöthigt das Gefühl seines Herzens zu ersticken, und am Kriege Theil zu nehmen. Aber die Liebe zu seinem Volke rieth ihm auch hier das Beste. Denn obgleich die vorhandene Truppenzahl nicht hinreichend war, um das geforderte Kontingent zu stellen, vielmehr ansehnlich vermehrt werden mußte; so begann er doch nicht mit einer allgemeinen Rekrutirung, sondern rief zuförderst, des besten Erfolgs gewiß, Freiwillige auf. Er hatte sich auch nicht getäuscht, vielmehr übertraf der Er-

folg seine Erwartungen, und eine wackere Schaar sammelte sich zu den Fahnen ihres geliebten Herrschers. Auch der größte Theil der in H . . . Studirenden zögerte keinen Augenblick, die Feder mit dem Schwerte zu vertauschen, um, nach Tacitus Worten, durch Krieg Frieden zu bereiten.

Unter ihnen war Julius einer der Ersten. Er schrieb an Bernhard: „Das Vaterland ist in Noth und hat seine Kinder um Hülfe angerufen. Ich bin seinem Rufe gefolgt, und wer wollte das nicht? Kriegslieder erklingen aller Orten, und selbst die Buben treiben das Ballspiel nicht mehr, sondern pfeifen und trommeln auf den Straßen herum, und exerzieren mit hölzernen Flinten. Also frisch hinein in den Kampf! Nur wenige der hier Studirenden sind zurückgeblieben, meistens nur Ausländer oder solche, deren körperliche Umstände nicht erlaubten, mit ins Feld zu ziehen. Jetzt fühl' ichs, daß ein unnennbarer Zauber uns an das Land knüpft, dessen Blüthenbäume unsere Wiege umschirmten, dessen Wälder uns

als Jünglinge in ihre heiligen Schatten aufnahmen. — Sollte dein Vater meinen Entschluß voreilig finden, oder etwa gar meinen, für einen Theologen passe das wilde, blutige Geschäft nicht; so sag' ihm: Erzbischof Turpin sei ja auch Karls des Großen Kriegs- und Siegsgefährte gewesen. — Marien gieb das beiliegende Blatt, und beruhige sie, wenn es nöthig ist. Daß ich sie unaussprechlich liebe, will ich Dir jetzt gestehen, wenn Du es nicht schon errathen hast. Gott aber lenke es so, daß ich bald als froher Sieger an ihrem Herzen und an dem Deinigen ruhen kann."

An Marie hatte er nur diese Worte geschrieben: „Weil mein Leben von nun an bis zum letzten Athemzuge Dir angehört, Du Geliebte meines Herzens, so muß ich Dir Rechenschaft geben von dem, was ich gethan. Doch nein! es bedarf dessen nicht. Du würdest den Weichling verschmähen, und ihm keinen Platz in Deinem Herzen vergönnen, der sein Wegbleiben aus dem heiligen Kampfe für das Vaterland

mit der Liebe zu Dir hätte entschuldigen wollen. Jetzt erst denke ich Deiner werth zu werden, und dereinst ohne Vorwurf an Deiner treuen Brust ruhen zu können. Unterdessen wird Dein Bild mir immer vorschweben in Kampf und Gefahr, wie die Gestalt eines schützenden Engels. Lebe wohl und bete für mich!" —

Als Bernhard Marien den Brief gab, sagte er lächelnd: „Dein Held macht Dir Ehre: Ich aber sollte billig mit Dir zanken, weil Du Deine Liebe mir verheimlicht hast; indessen will ich mit gewohnter Großmuth Dir vergeben." — Marie las, aber sie weinte nicht, sondern sprach nur: Das Vaterland hat mehr Rechte an ihn, als ich. Darum wurde sie von ihrem Bruder forthin nie anders genannt, als Spartanerinn.

Doch nur zu bald fühlte sie sich von diesem Heroismus verlassen. Bald kam die Kunde vom Vordringen des Feindes und der ersten Schlacht, die er gewonnen hatte; zu gleicher Zeit aber schrieb Julius an

Bernhard, und meldete ihm, daß er als Lieutenant bei einem Freikorps an der Gränze stehe, aber mit demselben am letzten unglücklichen Gefecht nicht Theil genommen habe. Am Schlusse sprach er von einer baldigen nicht zu vermeidenden Hauptschlacht.

„Und ich" seufzte Marie „ich schwaches Mädchen muß hier sitzen im ruhigen Gemache, und kann nur leben für ihn. Ach, während ich seinen Brief lese, trifft vielleicht eine mörderische Kugel sein Herz, und unbewußt das meine zugleich. O ihr Männer" sprach sie dann zu ihrem Bruder „daß ihr so kalt seid. Wär' euer Herz so durchdrungen von Liebe, wie das unsere, ihr würdet dem Hirngespinste des Ruhms in blutigen Schlachten nicht nachjagen. Ich liebe ihn so unaussprechlich und doch" —

Sei ihm nicht böse — fiel ihr Bernhard ins Wort. Es ist ja der Helden höchste Wonne, die schwer errungenen Lorbeern in den Schoos der Geliebten zu legen. Wahrlich ich sage dir — fuhr er pathetisch fort

— wenn er zurückkehrt, der junge Held, wirst du ihm in die Arme fliegen, und ihn heißer küssen, als jemals, besonders wenn er Narben aus der Schlacht mitbringt. Solche Wunden haben mehr Wunderkraft, als die stärksten Liebestränke; das glaube mir.

Nun meldete das Gerücht — früher als die Zeitungen — daß eine Hauptschlacht geliefert worden sei. Trotz des heldenmüthigen Kampfs der Verbündeten war sie von Seiten ihrer verloren worden, sie hatten dem Uebergewicht der feindlichen Kriegskunst und Soldatenzahl weichen und dem Feinde das Schlachtfeld überlassen müssen. Bald nachher kam auf Antrieb des Fürsten von ** ein Friede zu Stande, und die Aufopferungen hierbei schienen ihm gering, weil er seinem Volke dadurch Ruhe erkauft hatte.

Die Freiwilligen waren entlassen; aber Julius kam nicht und schrieb nicht. Selbst seine Eltern hatten keine Nachricht, ob er lebe oder gefallen sei. An Mariens Herzen nagte der Schmerz, aber sie verbarg ihn

mit Anstrengung vor den Augen ihres Vaters, um ihm, da er in ihr blos eine Freundin Julius sah, keine Sorge zu machen. Ihr Bruder konnte nur aus der Ferne an ihrem Schicksale Theil nehmen, denn er hatte jetzt das Kreisphysikat in W.... überkommen, und so war sie sich selbst überlassen. Wenn sie nun vom Gram allzuheftig befallen wurde; so stahl sie sich aus dem Zimmer in die dunkle Laube des Gartens und strömte dort ihr Leiden in Thränen aus.

Einst kam sie aus dem Garten in der Abenddämmerung zurück. In dem Augenblicke, wo sie ins Haus trat, öfnete sich die Thür von aussen, und es trat ein Mann in Uniform herein. Wuchs und Größe war ganz Julius ähnlich, die Düsterheit vollendete die Täuschung und schon wollte sich Marie mit Freudengeschrei an seine Brust stürzen, als die Frage des Eintretenden nach dem Pfarrer sie der Täuschung entriß, und die fremde, rauhe, unbekannte Stimme ihren süßen Traum vernichtete.

Sie führte den Fremden zu ihrem Va-

ter, und es ergab sich, daß derselbe vormals in H . . . Theologie studirt, dann den Feldzug freiwillig mitgemacht hatte, und jetzt nach dessen Beendigung zu seinen Eltern heim kehre. Da er im Wirthshause kein anständiges Unterkommen finden konnte, und die Gutherzigkeit des Pfarrherrn loben hörte, beschloß er, bei diesem einzusprechen und ihn um ein Nachtlager zu bitten.

Der Pfarrer gewährte ihm gern, was er bat, und nun begann der Fremde von den Kriegsbegebenheiten beredt zu sprechen, bis die Frage des Pfarrers nach Julius L . . . den Strom seiner Rede unterbrach. Der Soldat fuhr mit der flachen Hand über die Augen. „Sie kannten ihn? fragte er dann mit gedämpfter Stimme. „O so klagen Sie mit mir, seinem Freunde, daß der herrliche vollkräftige Jüngling so früh ein Opfer des Todes werden mußte. In der letzten Schlacht sank er an meiner Seite von einer Kugel getroffen. Ich faßte seine zuckende Hand, als er fiel, und wollte ihn eben mit einigen Kameraden aus dem Ge=

wühl schaffen, und dem Wundarzte übergeben, als das Kommandowort uns vorzudringen befahl und die hintern Reihen uns fortdrängten, daß ich nicht einmal meine Blicke nach ihm zurückzuwenden vermochte."

O Gott! rief der Pfarrer mit sinkender Stimme. Mein guter, redlicher Julius! So früh hast du deine edle Begeisterung mit dem Tode büßen müssen. — Dabei flossen heiße Thränen aus den Augen des Alten, und der Fremdling hatte eben seine Hand gefaßt, und wollte ihn mit Worten des Trostes beruhigen, als Marie mit Licht in die Stube trat. „Er ist todt, Marie, unser guter Julius ist todt!" rief der Pfarrer mit schmerzerstickter Stimme. Da lehnte sich das Mädchen lilienbleich an einen Stuhl und versuchte sich zu halten, aber wortlos sank sie darnieder; ihre Lippen zuckten, als wenn sie schmerzhaft berührt würden.

Ueber den Schmerz des Kindes vergaß der Pfarrer den eigenen, nahm die

Er-

Erblichene in seine Arme, und sprach mit ihr, aber der verschlossene Mund öffnete sich nicht, und die Röthe der Wange kam nicht wieder. So lag Marie wohl eine Stunde lang, und als sie die Augen aufschlug, da schien sie das Leben nicht mehr zu kennen, denn sie blickte mit trockenen Augen starr vor sich hin, und hörte nicht auf den Vater, der ihr freundlich zusprach, „Laß mich schlafen gehen!" sagte sie endlich mit dumpfem Tone und verließ die Stube. Als der Vater ihr nachging, hatte sie ihre Kammerthür verschlossen. —

Am Morgen sprach sie mit fröhlicher Miene: „Glaub' ihm nicht, Vater, glaub' ihm ja nicht, dem fremden Manne. Julius ist nicht todt! ich weiß es besser. Im Garten hatt' ich einen Kranz gewunden von den buntesten Blumen, den wollt' ich ihm bringen — es war Nacht, aber sternenhell draußen, so licht, wie am Tage — und da ging ich fort weit, immer weiter, durch unbekannte Gegenden, bis ich endlich an ein Feld kam, kaum zu übersehen — da schlie-

fen ihrer Viele, recht ruhig und still, daß ich sie nicht einmal athmen hörte, und wie ich leise, um sie nicht zu stören, über die Schläfer hinwegschritt, riefs meinen Namen und plötzlich richtete sich eine Gestalt auf mitten unter den Schlafenden — es war Julius! Ich hob den Kranz in die Höhe, aber er winkte mir mit ernster Miene, als wollte er sagen: Geh jetzt, Marie, und störe die Schlafenden nicht; ich komme ja bald. Nun will ich auch nicht mehr weinen, sondern immer fröhlich sein, und mich schmücken, wie beim Hochzeitfeste, wo ich mit Julius tanzte, und Abends mit ihm auf dem Berge saß. Nicht wahr Väterchen? Du hast ihn ja auch lieb.“

Der Vater merkte wohl, daß stiller Wahnsinn aus dem Mädchen redete, und ahnete ihre verheimlichte Liebe zu Julius, bis ihm Bernhard, der auf einige Tage zum Besuch kam, hierüber Gewißheit gab. —

Trauernd stieg Marie jeden Tag auf den Berg und sah hinab in die Ebene, ob der Erwartete nicht komme, und Abends

stieg sie dann herab, zerriß den Kranz, den sie am Morgen frisch geflochten hatte, und sagte traurig: Er kommt nicht! — Die Dorfbewohner, welche sie alle liebten, weil sie ihnen immer so wohl gewollt hatte, nannten sie die arme Marie, und bald war sie in der Gegend umher unter diesem Namen bekannt und betrauert. Sie wurde immer stiller und bläßer, doch erkannte man weniger in ihren Handlungen, als in dunklen Reden und Träumen, die sie erzählte, die Zerrüttung ihres Gemüths. „Weh dir! Weh mir!“ sprach sie oft. „Statt des Lorbeers haben die bösen Menschen dir eine Dornenkrone gegeben, und die Stacheln tief in deine Stirne gedrückt, daß das Blut deine Wange herabrinnt, wie dem Christusbilde in meines Vaters Stube.“ —

Eines Abends saß sie in ihren Träumen auf dem Berge und schaute der sinkenden Sonne nach; da stieg ein Krieger langsam an der andern Seite herauf. Sie ward

seiner nicht gewahr, bis er einige Schritte von ihr stehend ihren Namen aussprach. „Julius! Julius!" rief sie da, und schlang beide Arme um seinen Hals, dann aber sank sie, von der Freude überwältigt, zu seinen Füßen nieder, wie die Rose ihre Blätter senkt, wenn der Sonne Strahl sie zu heiß berührt.

Der Vater gewahrte die Beiden auf dem Berge im Abendglanze, und ob er gleich das Gesicht des Soldaten nicht erkennen konnte, so eilte er dennoch hinauf; frohe Ahnung beflügelte seine Schritte und sie hatte ihn nicht betrogen, denn als er auf dem Berge ankam, war es Julius, der mit dem einen Arme die bleiche Marie umschlossen hielt, und jetzt den andern nach dem Vater ausstreckte.

Aber das unvermuthete Wiedersehen des Todtgeglaubten hatte den, durch stilles Leiden und überreizte Phantasie ohnehin geschwächten Körper des Mädchens zu heftig angegriffen. Der Geliebte trug sie heim, und dort versank sie in leisen Schlummer.

Julius und der Vater saßen an ihrem Bette, keines Wortes mächtig. Als sie erwachte faßte sie Beider Hände, und sprach ruhig und gottergeben von ihrem baldigen Heimgange. Die Lampe warf ihren Schein auf die bleiche Gestalt, die schon jetzt, als sie so redete, der Erde nicht mehr anzugehören schien. Ihr Auge schloß sich auf kurze Weile, dann öffnete sie es wieder und sprach zu Julius: „Klage nicht Geliebter mit deinen Thränen den Himmel an, daß er so früh mich zu sich ruft, aber gedenke meiner mit Liebe, daß du mich dereinst freudig wiedererkennst, wenn ich droben mit offenem Arme dir entgegen komme, und als Engel an deine Brust mich lege.“ Diese Worte, die wie Geisterlaute aus dem fast verschlossenen Munde drangen, rissen den verarmten Julius auf die Lippen der Scheidenden, aber sie waren schon kalt vom Kusse des Todes. — —

Wer verzeiht es nicht dem tiefen Schmerze des Verlassenen, daß er dem Schicksal zürnte,

welches ihn dem Tode auf dem Schlachtfelde entriß damit er bei seiner Heimkehr den Tod der Geliebten verschulde und sie zu Grabe geleite. Er war allerdings vor den Augen seines Freundes verwundet niedergesunken, alsdann aber mit mehreren andern seiner verwundeten Waffengefährten noch während der Schlacht in ein nahe gelegenes Lazareth gebracht, und nach einer schwierigen Operation geheilt worden. Von dort hatte er an den Pfarrer geschrieben; sein Brief aber war verloren gegangen.

Es blieb ihm ja nun nichts übrig, als um die verlorene Geliebte zu trauern, und ihren frischen Grabhügel mit Blumen zu schmücken. Ihm galten nun die Worte, welche er im Hesperus so oft mit Rührung gelesen hatte: Wenn der Mensch nichts mehr zu lieben hat; so umfasset er das Grabmal seiner Liebe, und der Schmerz wird seine Geliebte . . .

Der Hypochonder.

Von der Verfasserinn

von

„Juliens Briefe.“

In düstere Träumereien vertieft, saß Edgar in einem Winkel seines Zimmers, das blasse Gesicht auf die Brust gesenkt, die Arme ohne Spannkraft herabgefallen. Um ihn lagen die Philosophen der alten und neuen Zeit, in dauerhaftes Pergament und eleganten Maroquin gebunden, zerstreut. Welke Blumen — unvollendete Aufsätze — Gemälde und Briefe — Kleidungsstücke und Medizingläser umgaben ihn bunt durcheinander. Sein erstorbenes Auge irrte auf allen diesen Gegenständen, ohne einen zu halten. Der Wind aus dem offnen Fenster gegen

ihm über spielte mit den seidnen Locken, die wild und unordentlich über den eingefallenen Schläfen lagen. Vergebens wehte der Athem der Natur die blassen Wangen des Jünglings an; kein leichtes Roth färbte sie, wie sonst, bei seiner Berührung; doch fühlte er noch ein lebendigeres Wirken. — Sein Auge hob sich, er überblickte das ganze Zimmer — die Vergangenheit ging noch einmal vorüber. Erinnerungen der schönen Kinderzeit reihten sich wie die welken Blumen an die Jahre des spätern Lebens, in dem Erkenntniß und Mangel des Wissens — Vernunft und Leidenschaft — Begeisterung und Schwäche wechselten.

Und was soll das Alles? fragt' er sich — was ist endlich das Ziel des Treibens — der Tod? Wohl denn! die letzte Kraft gebraucht und schnell ergriffen, was uns nach elend durchjammerten Jahren, indem das Eine immer des Andern spottet, endlich erreicht. Hab' ich nicht diese Freiheit? und sollte gleich dem Sclaven die schwere Last schleppen, der zu feig ist sie abzuwerfen. Ja, ich will,

ich will sterben, fort hinaus, ein Druck, und ich bin befreit.

Er umwarf sich schnell mit dem Ueberrock, drückte den Hut tief ins Auge, steckte ein Terzerol in den Gürtel und entfloh. Ohne weitere Ueberlegung suchte er nur Einsamkeit — ein verstecktes Plätzchen. Die Gegend, wohin ihn der Zufall geführt hatte, war flach, ohne Bäume und Gebüsch. Aber dort in der Ferne lag ein Wäldchen; er eilte darauf zu, und hatte es endlich erreicht, als die Sonne im Sinken war. Er drang tiefer ins Gebüsch, und zog jetzt, da er ein verborgnes Plätzchen gefunden hatte, rasch das Terzerol und spannte den Hahn —

„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
„Ist der ein Mensch den sie nicht rührt? —
„Der mit verhärtetem Gemüthe,
„Den Dank erstickt, der ihm gebührt.
„Nein, seine Güte zu ermessen
„Sei ewig meine größte Pflicht!
„Der Herr hat mein noch nie vergessen,
„Vergiß mein Herz, auch seiner nicht! —

sang dicht vor ihm eine leise, zitternde Stimme.

Er bog das Gebüsch auseinander — da saß ein Bettler — schneeweis sein Haupt — blaß und eingefallen sein Gesicht — Lumpen seine Kleidung. Seine dürren Hände hielten ein Stück verschimmeltes Brod, und er bröckelte mühsam den Schimmel von dem bessern Theile. Der Friede Gottes ruhte auf der Gestalt, und sein Auge blickte bei dem Gesang so froh um sich, — er hatte eine freie Aussicht vor dem Ort wo er saß. Da stürzte Edgar nieder, sein Auge weinte. Er hob die Hände empor zu dem, dessen Güte er vergessen, ach, so lange schon vergessen hatte. Sein Herz fühlte er geöffnet — neues Leben drang in jede Ader — er war nicht mehr derselbe, der Gedanke des Todes verschwunden. —

Er trat zu dem Bettler, der jetzt sein Lied vollendet hatte, — reden konnte er nicht — er ergriff seine Hand, und drückte sie fest. Der Greis, durch seine Erscheinung überrascht, sah ihn befremdet aber mild an. „Ihr seid ein frommer Mensch! rief er da; der Greis lächelte, es war ein seliges Lä-

cheln. Sollte ich den nicht preisen, von dessen Lob die Erde voll ist! Sehen Sie, wenn ich des Abends heim gehe, und ich habe mein Stückchen Brod, durch den, der milde Herzen rührt erhalten, der Allen seine Speise, giebt zu seiner Zeit, der die jungen Raben füttert, und die Lilie auf dem Felde kleidet, so daß Salomon in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet war wie sie — sollte ich dann allein ohne Danksagung dahin nehmen; und die Lerche da neben mir singt ihm ein Abendlied, da sie doch nichts von dem Herrn weiß. Wenn ich das schöne Lied gesungen habe, sehn Sie, da bin ich so freudig, und sehe da hinunter in das Thal voll Segen des Herrn, als wäre ich schon in dem lieben Himmel bei ihm; und ist er denn nicht allenthalben?!

Da weinte Edgar noch mehr, und setzte sich zu dem Greis, und schloß ihm sein ganzes Herz auf, und vertraute ihm zuletzt, an welcher That er ihn verhindert habe.

Jetzt hob der Greis seine zitternden Hände empor, und auf seinem Gesicht malte

sich Mitleid, Schrecken und Freude. Nun lässest Du Deinen Diener in Friede fahren, denn meine zitternde Stimme hat ein Kind zu Dir gerufen, was sich verloren hatte von Dir! Dann legte er eine seiner Hände sanft auf Edgars Schulter und sprach: „Ich bin ein ungelehrter Mann in den Büchern, in den vielen, die, wie Sie, armer Herr, mir sagen, Sie dahin gebracht haben. Aber ich kenne ein Buch des Herrn, die Bibel, wenn ich darin lese, so werde ich fröhlich, und des Herrn Friede kommt über mich! Ach, lesen Sie fleißig darin, und das Gemüth wird Ihnen aufgehen, und des Herrn Gnade Sie führen auf ebner Bahn. Er schwieg nun eine Weile sinnend, dann sprach er: Sie dürfen nicht wieder hingehen, wo Sie hergekommen sind, das könnte Sie wieder verwirren, das vielerlei Zeug da zusammen.

Nehmt mich mit Euch, frommer Greis!

Wenn Sie auf Stroh schlafen können? ein Bett hab' ich nicht mehr seit vier Wochen, da nahms die liebe Obrigkeit, erwie-

derte der Greis so gelassen, so ohne Groll. Meine einzige Tochter starb vor einem halben Jahre. Sie hatte mich auf die zwei Monate krank da liegen gehabt, und holte, da die Arbeit versäumt wurde, Brod und Bier bei dem Wirthe im Dorfe; er borgte es ihr. Wenn sie wäre leben geblieben, so konnte sie's wieder bezahlen; sie arbeitete gar rasch. Aber wie ich aufstand, legte sie sich. Er fuhr mit den dürren Knöcheln der Hand über die eingefallenen Augen. Sie lag vier Wochen und ich bettelte für sie. Als sie aber starb, da mußte ich noch einen Wucherer in dem Oberndorfe ansprechen um Acht Thaler znr Leiche und den Unkosten. Und da ich nachher nur Zwei zusammbringen konnte, nahmen vor vier Wochen er und der Wirth der Tochter Sontagskleid und das Bett. Aber der Nachbar gab mir eine Schütte Stroh, da misse ich das Bett nicht. Lag doch der Heiland selbst in einer Krippe, und hatte nachmals keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen konnte.

Gern will ich mit Euch auf Stroh

schlafen; ich habe lang die Ruhe nicht gefunden. Aber unter Eurem Dache wohnt sie.

Nun denn, in Gottes Namen! sagte der Greis und erhob sich mühsam. Die Kinderchen werden auf Brod warten. Sehen Sie, eine gute Frau gab mir zwei Semmel, die bring ich dem Jüngsten. Die Nachbarinn giebt ihm da einen halben Schoppen Milch, und er gedeiht recht. Es war der Mutter Liebling, und ist ein gar frommes Kind; der Andre ist wohl wild, aber er kann auch keinem Hund ein Leid thun, da dauerts ihn gleich. Und das Unser Vater betet er wie unser Herr Prediger. Der darf mir aber vor keiner Thür ansprechen, das giebt faule Hände. Sehen Sie, hätte mir da die Gicht nicht die linke Hand gelähmt, da könnte ich auch noch mein Theil spinnen. Nun, wills Gott! aufs Jahr, da gehts schon mit dem Georg, da soll er brav arbeiten lernen, jetzt ist er noch zu gering zum Spinnen.

Edgar lag in seinem Innern immer auf den Knien vor diesem Gemüth, das so groß,

so gut war. Er fühlte sich tief, tief unter ihm, aber nicht erniedrigt, nicht verstossen — nein, erfreut, erhoben, aufgenommen, als wäre es der selbst, dessen wahrer Jünger er war.

Sie waren jetzt im nahen Dorfe, und die Kinder kamen dem Großvater schon weit hin entgegen gejauchzt. Zwei Knaben von vier und sechs Jahren, Bilder der Gesundheit und des Frohsinns, doch bis auf ein Hemde unbekleidet. Die herzliche Freude, mit welcher der Aelteste dem Jüngsten die Semmel erst von weitem zeigte, und dann gab, indeß er ein Stück Brod mit den Worten annahm: Dank schön, Großvater! und anbiß — weckte nun auch den Lebensmuth und Sinn bei Edgar, der bis jetzt wie im Allerheiligen der Kirche gewesen war.

Ich will Euch einen Trunk Bier dazu holen! sprach er froh wie der Knabe, und eilte ins Wirthshaus. Niemals hatte er so mit Dank die Speise betrachtet und empfangen, als hier von der Wirthinn einen Krug Doppelbier, ein Brod und Butter. Er eilte damit wie im Triumph zu dem Greis zurück,

der in der Hüttenthür seiner wartete, damit er nicht irren sollte. „Nun wollen wir uns zusammen laben! sagte er, und stellte den Krug auf die Bank vor der Hütte. Der Greis nahm, ohne Scham, wie er gab, mild und erfreulich. Als er das Glas Doppelbier getrunken hatte, faltete er wie ein frohes Kind die Hände, und sah in die Höhe, dann sagte er zu Edgar: „Seit meiner Tochter Hochzeit habe ich den Labetrunk nicht getrunken; er stärkt ordentlich meine alten Glieder.

Edgar reichte beiden Knaben, und aß und trank mit ihnen, wie er, seit er Knabe war, nicht gegessen und getrunken hatte. Dann gingen sie in die Hütte. Sie war ärmlich und enge, aber reinlich. Einige große Zweige blauer Flieder standen in einer alten Scherbe vor dem kleinen, trüben, einzigen Fensterchen. Edgar holte sich ein Bund Stroh vom Nachbar, bereitete neben dem des Greises sein Lager, und schlief so schnell und unvermerkt ein, wie die Kinder auf der andern Seite.

Schon

Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als er erwachte. Ein heller Blick des Greises bot ihm den Morgengruß. Ich habe mich recht gefreut über Ihren festen Schlaf auf dem harten Lager, sagte der Greis.

Gelt, Großvater, jetzt giebts Eingebrocktes da der Herr wacht! jauchzte der jüngste Knabe und schlug in die kleinen Hände, dann trat er zum Tisch und stellte sich auf die Zehen, um die frische Semmel zu sehen.

Warum habt Ihr dem Kinde nicht gegeben? fragte Edgar. Ich habe zu lange geschlafen, um darauf zu warten.

Nicht doch! sprach der Greis, wären Sie nicht da, so müßte er noch länger warten. Und wenn die Kinder mitessen, da schmeckts doch besser.

Edgar hatte dem ältesten Knaben Abends die Sorge für das Frühstück aufgetragen, und es stand schon bereit. Nachdem dieß eingenommen war, sprangen die Knaben mit ihrer letzten Semmel hinaus ins Freie. Der Greis saß gemächlich auf der hölzernen Bank neben dem Flieder; Edgar nicht weit davon.

Ich habe mir die Nacht so hin und her überlegt, lieber Herr! was es mit Ihnen werden soll, denn so kann's nicht bleiben, sprach der Greis. Sie sind's besser gewohnt, wir schlechter. Einen Tag geht's wohl, aber nicht länger.

Warum? fragte Edgar, ohne weitere Ueberlegung, da das Wohlgefühl des langentbehrten Schlafes sein ganzes Wesen erquickt, gestärkt hatte, und ihn mit dem Augenblick so zufrieden sein ließ.

Jener blickte erst verlegen zu dem Flieder hin, doch endlich sagte er langsam: Warum soll ich nicht nachsprechen, was der Herr gebot — wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen! Ich konnte es nicht mehr mit den Händen, setzt er leiser hinzu, aber die Füße müssen schon fort, und es wird ihnen sauer genug.

Ja, Ihr habt recht Vater, ich muß arbeiten, das fehlte mir! ich hatte zu essen, aber ich konnte nichts genießen, nach dem Gesetz. Das hatte mir niemand so gesagt wie Ihr, so wahr, warum ich nicht essen

konnte. Das ist die Arznei die alle beschämt, welche mir der Arzt gab. Hier bleiben will ich einmal, bei Euch, mein Vater! ich habe ja keinen, und keine Mutter, nicht Schwester und Bruder; bin ein Fremdling in diesem Lande. Rathet mir nun, wie fang ich's am besten an, daß ich arbeite, o, so recht, draußen in Gottes freier Luft; Geld hab ich schon mehr als gut war, und da denke ich, kaufe ich mir ein Stück Land, und baue es selbst.

Nach wenig gewechselten Worten hatte Edgar den Entschluß gefaßt und führte ihn sogleich aus. Die Hütte wurde hinten durchgebrochen und erweitert und bekam mehrere neue Fenster. Für Jeden wurde ein Bett herbei geschafft, Edgar schlief, so wie die Knaben, bloß auf Matratzen, aber den Greis konnte er nicht weich genug betten, und bequem genug kleiden. Er selbst legte alles, was an Luxus erinnerte, ab in seiner Kleidung, und behielt nur das Einfache. Dem Greis gab er den Auftrag, alle jene Sachen, die ihn gestört hatten, zu verbrennen, ihm einige Wäsche und dergleichen zu

schicken, und seinen verschlossenen Koffer dem Hauswirth zur Aufbewahrung zu geben; so wie den Auftrag alle übrigen Sachen in seinem Zimmer zu verkaufen. Sehr bald war er eingerichtet. Doch hatte er nichts mit eingezogen als was zur Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse gehört — kein Buch. Aber der Greis las ihm draußen auf dem Hügel nah dem Hause aus der Bibel, und seine einfach herzlichen frommen Anmerkungen, sein reiner kindlicher Glaube wirkte, umgeben von einer herrlichen Natur, die eben der Frühling in sein Feierkleid gehüllt hatte, auf Edgars Gemüth, und täglich nahm Freude und Friede mehr Besitz davon.

Er hatte sich einen großen Baumgarten gekauft, in welchem auch Ackerland war, das meiste aber war Gras. Diesen richtete er nach seinen Ideen ein, pflanzte Lauben, und grub jeden Tag ein Stück um, besäete es und pflanzte Gartengewächse. Er kaufte, zur großen Freude der Kinder, Tauben, Hühner, Enten und ein Lamm, welches ih-

nen am Morgen in den Garten nachfolgte. In den frühern Nachmittagsstunden, wo es zur Arbeit zu warm war, saß er im Schatten des großen Nußbaums, und lehrte den ältesten Knaben lesen und schreiben Oft kamen auch der Kinder mehrere, und er spielte froh mit ihnen. Sie lehrten ihm Manches, da sie alle bald vertrauten, und er erinnerte sich manches Kunststückchens, manches Spieles aus der Knabenzeit, daß er ihnen zeigte. Abends war das einfache fromme Gespräch des Greises seine Unterhaltung, er fiel mit hoher Rührung immer ein, wenn der Greis sang, „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" und besuchte Sonntags mit ihm die Kirche, wo der Prediger des Dorfs einfacher, wärmer, kräftiger redete als gewöhnlich die, welche für ein Häuflein Bauern immer noch zu gut zu predigen glauben. Er lehrte, sagten Alle mit herzlicher Freude, das Wort Gottes noch ächt und unverfälscht.

So schwand Frühling und Sommer; der Herbst überraschte Edgar, denn er hatte nie so schnell jenen entfliehen gesehen. Mit

welcher süßen Freude pflückte er jetzt die eignen Früchte, deren Blüthen ihn entzückt hatten. Jedes Gericht Erbsen und Bohnen schien ihm, selbst gebrochen, ungleich wohlschmeckender. Und der Greis der als alter Krieger die Zubereitung gut kannte, lernte ihn dabei an, so daß er diesem oft behülflich war. Die einfache Diät unterstützte Edgars Genesung, wie die Fleischkost dem Greise neue Kräfte gab. Beide hätte man kaum wieder erkannt, wenn man sie zuletzt an jenem Plätzchen gesehen hätte, wo Edgar den Greis fand. Er blühte auf, wie eine vom Sturm niedergerißene Blumenknospe, der eine wohlthätige Hand Stütze gab.

Er war an einem Sonntag allein in der Kirche, weil der Greis bei dem jüngsten Knaben blieb, dem die Kuhpocken eingeimpft waren; die Erndte hatte eben begonnen. Da überraschte ihn ein fremdes Gesicht dem Altar gegenüber. Es war ein Mädchen, das mit großer Andacht die Augen auf den Prediger heftete. Nie hatte Edgar ein so reines jungfräuliches Gesicht gesehen. So ganz be-

schäftigt mit dem, was sie hörte, blickte sie auch nicht einmal seitwärts. Stören konnte dieß Gesicht Edgarn nicht; nein, er wandte sich nur eifriger zu dem Redner, auf den auch sie hinblickte, und es that ihm wohl, dort mit dem milden Blick zusammen zu treffen in einem Gegenstande; so wie sein Herz freudiger sich öffnete jedem Worte, da auch sie keines überhörte. Als sie heraus ging, streifte der Blick des blauen Auges an ihm vorüber, indem sie einem jungen Weibe, dicht neben ihm, freundlich zunickte. „Die Jungfer ist wieder da," hörte er die Frau froh dem kleinen Mädchen zuflüstern, auf dessen Gesicht eben so die hellste Freude aufging. Nicht minder froh sah auch er ihr nach, wie sie jetzt, sittsam das Auge niedergeschlagen zwischen den Bänken hinschwebte. Er fragte nicht, wer ist sie? Die Jungfer war ihm, durch die Freude jener Beiden, so lieb geworden.

Daß sie keine Bäuerin war, fiel ihm erst dadurch auf, daß er sie den nächstfolgenden Sonntag, als er sie wieder sah an derselben

Stelle, an dem blonden seidenen Lockenköpfchen gleich unter den Mützen der Bäuerinnen unterschied. Sehnlich harrte er dem Gruß entgegen, und überhörte heut manches von der Predigt, da zu seiner Betrübniß jene Bäuerinn neben ihm fehlte. Doch beim Herausgehen ward er entschädigt. Der Greis war einige Minuten früher gegangen, weil Edgar sich nicht so bald von der Stelle trennen konnte, und jenen das Haus rief. Da sah er nun, wie sie wenige Schritte von der Kirche bei jenem stand, und so freundlich mit ihm sprach. Er blieb stehen. Furchtsamkeit und die dunkle Ahnung, der Greis möchte seinen Dank ihr aussprechen, fesselte seine Füße. Er hatte nicht geirrt, der Greis, der ihn bemerkte, zeigte jetzt mit der Hand nach ihm hin, und die Jungfer folgte dem Fingerzeig und blickte zu ihm her, o was war dies für ein Blick! Edgar fühlte sich durch ihn in den Himmel versetzt. Es lag Seligkeit für ihn darin, von ihr mit so großem sichtbarem Wohlgefallen angesehen zu werden. Jetzt gab sie dem Greis die Hand, neigte sich,

wie er glaubte, erröthend gegen ihn, und eilte hinweg. „Das ist Jungfer Linchen, des Herrn Predigers Tochter, sie ist erst seit vierzehn Tagen wieder da. Sie war an die drei Jahre bei ihrer Pathin, acht Stunden von hier, sprach der Greis fröhlich; sie ist ein frommes Mädchen, und so gut gegen die Armen! wie oft hat sie mir schon als Kind, wenn ich nach der Stadt ging, ihr Frühstück gegeben; und wenn ich mich weigerte sagte sie, o nehmt es doch, ich geb's Euch ja so gern! Und als sie nun groß war, da gab sie mir gar oft Suppe und was sonst noch übrig war; hatten sie gebacken, so bekam ich immer mein Laibchen Brod. Das letzte Jahr, ehe sie wegzog, brachte sie mir nach der Kirche alle Sonntage einen Groschen. Da ich nun wußte, daß der Herr Prediger selbst seine Last hat, — die Stelle ist gering, und ein Sohn ist auf der Universität, der andere ist beim Regimente, — da ging ich hin und sagte: er möchte es nicht ungütig nehmen, aber es wäre zu viel jeden Sonntag. Er wußte nichts davon,

und freute sich und sagte: die Linchen thäte das für sich, es wäre ihr Sonntagsgroschen für die Sparbüchse, in der sie sich zu einem Band oder Hut sammeln sollte. Darum, sagte die Mutter, hat sie vorgestern auf dem Jahrmarkt nichts kaufen wollen. Es wird ihr so besseren Segen bringen, sprach der Vater. Aber ich antwortete: daß es doch nicht recht sein würde, wenn ich's annähme; frei von dem Herzen weg, Herr Prediger, Sie haben selbst ihre Last, und ich entzöge es Ihnen doch! Als nun das nächstemal die Jungfer mir den Groschen brachte, da bat ich sie, sie möchte nun auch an sich denken, es ginge mir jetzt besser, und meine Tochter verdiente mehr, — ihr Mann litt jedoch nicht daß sie mir was gab; — aber sie wollte sich nicht abweisen lassen, und ich mußte nehmen. Und als ich sie an ihre Eltern erinnerte, sagte sie, sie gäben es ihr freiwillig, ohne ihre Bitte. — Aber doch für Sie; ich weiß es, Sie sollen sich etwas dafür kaufen; aber da meinte sie: Sie habe keinen Hut nöthig, den kleinen Weg nach

der Kirche; und in der Kirche da ließe der bloße Kopf besser, da hindre der Hut sie nur am Hören, und im Garten da hätte sie noch einen alten. So brachte sie mir noch immer den Groschen fort, bis sie bald darauf zur Pathe reiste. Die wollte sie gern um sich haben, und die hat sie zur Erbinn eingesetzt, da erbt sie noch einmal hübsche Sachen. Der Herr Prediger sagte mir auch einmal: hier wäre es noch zu nah bei der Stadt, das tauge nicht für die Mädchen. Jetzt stand sie da bei mir, und freute sich wie wohl ich aussähe, sie hätte es schon gehört; und da schüttete ich mein volles Herz so ein Bischen gegen sie aus, weil ich sie so gern habe, denn sonst spreche ich mit Niemand von Ihnen! Edgar drückte dem herrlichen Greise entzückt die Hand. Jetzt stand wachend und im Traume Linchens Bild immer vor ihm, wie sie jenem den Groschen reichte.

Die Erndte war beendigt, das Erndtefest erschien. Der Verwalter des adlichen Gutes, dem Edgar eben einen Dienst geleistet hatte, bat ihn zu sich am ersten Tage

— das Fest dauerte drei Tage — mit dem Zusatz, er habe auch den Herrn Prediger und seine Familie eingeladen. Den Greis hatte der Verwalter auch nicht vergessen, denn er wußte das Edgar ohne ihn zu Niemand ging, und dieß hatte ihn schon länger abgehalten sich im Pfarrhause bekannt zu machen, weil er befürchtete, man würde seinen Vater, wie er ihn nannte, nicht so wie ihn behandeln. Doch der Greis schlug es ab, ihn zu begleiten. Ich könnte es nicht lassen, die gute Jungfer Linchen in Ihrer Gegenwart es merken zu lassen, daß ich Ihnen alles von ihr erzählt habe, und da würde sie scheu werden; ich kenne sie. Sie müssen sie recht wacker und vergnügt sehen, da geht Einem die Seele auf! Dieser Zug des Greises der Edgarn noch neu war, vermehrte, wie alles was er von ihm hörte, die herzliche Achtung und wahre Kindesliebe gegen ihn wo möglich noch.

Mit klopfendem Herzen zählt' er jeden Glockenschlag bis zu dem, wo es schicklich war hinzugehn. Der Prediger, seine Frau,

und Tochter waren schon da. Die letzte wurde bei seinem Anblick etwas verlegen, doch verbarg sie es leicht, indem sie der Verwalterinn den Säugling abnahm, die jetzt die Sorge für ihre Gäste von ihnen rief. Der Prediger, der sehr neugierig auf Edgar gewesen war, redete ihn mit seiner bekannten einfachen Herzlichkeit an, und fragte: wie viel er aus seinem Garten Obst geerndtet habe? er schiene besonders reich an Segen gewesen zu sein.

Die Hand der frommen Armuth hat Gott darin gesegnet, sprach Edgar. Mein väterlicher Freund hatte so lange nicht geerndtet, und der Garten trug das Drittheil mehr als die andern Gärten.

Vergessen Sie nicht, daß die Hand der Wohlthätigkeit den Garten pflegte, sie segnet Gott nicht minder, erwiederte der Prediger gerührt.

Die Verwalterinn schenkte jetzt den Kaffee und alle setzten sich zu dem Tisch. Edgar dankte und zog sich wieder ins Fenster zurück. Jetzt, da er allein stand, wagte

er es, die mit den Augen zu suchen, die seine ganze Seele beschäftigte, Linchen stand im andern Fenster, und ihre Augen verweilten eben bei ihm. Dies machte ihn etwas dreister, und er fragte: ob sie keinen Kaffee trinke. Niemals! war die Antwort. An die unbedeutende Frage und Antwort knüpfte sich schnell manche andre, die es für beide nicht war. Das Kind in ihrem Arme gab zu mancher Stoff, und Edgar wurde immer reicher durch jedes Wort was sie sprach; er blickte tief in das tiefe liebende Gemüth, in die stille zartjungfräuliche Seele des Mädchens, deren Zurückgezogenheit sich mit jedem seiner Worte mehr verlor, und der kindlichen frohen Unbefangenheit, dem holden Zutrauen Raum gab.

Wir müssen doch Ihren schönen Garten auch sehen, nahm die Frau des Predigers das Wort, und Alle gingen dahin. Edgar und Linchen folgten zuletzt. Dort in dem wirklich schönen Garten, dessen größter Theil auf englische Art angelegt, und voll anmuthiger Plätzchen und Gebüsche war, setzte man die Unterhaltung fort, und Edgars

begeisterte Rede fand immer eine Antwort auf den Lippen, oder in den Augen des Mädchens. Neu schien ihr nichts, was er sagte, tausendmal hatte sie es empfunden, aber wie viel schöner sprach er das aus, was sie nur still empfand.

Wie ein Augenblick schwand ihnen der Nachmittag, und man rief zu Tisch, was beide doppelt überraschte, denn nun mußte man sich bald trennen. Edgar fragte noch im Fluge: wo ihre Familie den morgenden Tag zubringe — es war der Sonntag — und hörte sie würden die Lauben, wo im Freien getanzt wurde, besuchen.

Man setzte ihn neben die Frau Predigerin und Linchen; und er fand bald Gelegenheit die gute muntre Frau für sich einzunehmen. Sie hatte nicht gleichgültig bemerkt, daß Edgar so anhaltend ihre Tochter unterhielt, da sie ihn nicht kannte, und zum wenigsten für einen Sonderling hielt, wenn auch für einen guten; und die wenigsten Frauen mögen das leiden; doch hatte sie Beide nicht stören können. Ihr Mann —

den der Verwalter zu seinen Bienen, zur Honig- und Obsterndte führte, so wie er ihm seine neue Art, nach Anweisung einer Zeitschrift die Kartoffeln zu pflanzen, beschrieb und die reichlichere Erndte ihm zeigte, rief zu oft: Trautchen, das mußt du sehen! das wollen wir uns doch merken! als daß sie hätte ununterbrochen beobachten können.

Das ist ein feiner junger Mann! sagte die Mutter, als sie in ihre Stube traten, zu dem Vater; er muß eine schöne Erziehung gehabt haben. Edgar hatte sie nach Haus begleitet.

Ein biedrer junger Mann, entgegnete der heitre Prediger. Der Verwalter kann ihn nicht genug rühmen, und was er so sagt, das hat alles Grund; ich mag das gar gern bei jungen Leuten, es ist heut zu Tage selten. Und daß er die Bibel liest und ehrt, das, Trautchen, ist das Seltenste! Ich freue mich der Bekanntschaft herzlich.

Stumm, aber in seligem Wohlgefühl, das diese Worte noch erhöhte, versunken, nahm Linchen das Licht, wünschte den Eltern

tern eine süße Ruhe und fand sie zum erstenmal nicht gleich, wie sonst, wo sie wie ein heitres Kind einschlief. Doch war sie noch nie so fröhlich aufgestanden, und zu jedem Geschäft so thätig als eben an diesem Morgen.

Mädchen, sagte die Mutter, du siehst mir so oft heut' Nachmittag zum Fenster hinaus, das bin ich gar nicht gewohnt; hast du das bei der Pathe gelernt? Gilt das den vielen Städtern, die vorbei nach den Lauben ziehen?

Ich freue mich über das herrliche Wetter, erwiederte Linchen halb beschämt, weil sie sich, wenn auch keiner Lüge in den Worten, doch noch eines Grundes leise bewußt war. Nicht die Städter zogen sie ans Fenster, nein, sie wollte sehen ob Er schon hingehe, den sie jetzt immer nur sah, und dessen süßer Ton heut im Traume zu ihr sprach, wie gestern. Da kam er eben und grüßte sie. Wie edel war die Beugung des Hauptes, und wie einfach herrlich seine Gestalt. Wie freundlich und rein der Blick seines Au-

ges, als er herauf sah. Jetzt eilte sie schnell vom Fenster, hatte in wenigen Minuten die versäumten häuslichen Geschäfte vollbracht, und steckte das Köpfchen mit der fröhlichsten Miene durch die halbgeöffnete Thüre von des Vaters Studierstube. Die Mutter und ich sind bereit, Väterchen! Nun so wollen wir gehen, und bei dem jetzt so hübschen Wetter die vielen Menschen beschauen.

Edgar stand an dem Eingange der Lauben und sah sehnsüchtig hin auf den Weg, auf dem sie endlich jetzt herkamen. Er gesellte sich zu ihnen, und sie sahen den Tanz eine Weile mit an. Mehr Städter als Landleute tanzten, und die freundlichen offnen Lauben gaben der Freude etwas Einladendes, so wie die gute Musik dazu ermunterte.

Tanzen sie gern? fragte Edgar.

Ich habe noch sehr wenig getanzt. Bei meiner Pathe tanzte ich zuweilen mit den Töchtern des Amtmanns nach dem Klaviere; sie spielte uns, wenn wir recht fleißig gewesen waren.

Würde es Ihnen Vergnügen machen, hier zu tanzen?

Ich würde sehr oft irren; und sie schlug das Auge nieder, hob es mit kindlichem Vertrauen wieder und sagte leise: Ich habe nie mit einem Herrn getanzt.

Edgars Herz klopfte hohes Entzücken. Lang habe auch ich nicht getanzt. Würden Sie sich mir wohl anvertrauen? fragte er rasch, aber mit zuletzt sinkender Stimme, die von der Idee der abschläglichen Antwort niedergedrückt wurde.

O mit Ihnen wohl! erwiederte sie eben so rasch, doch, als hätte sie zu viel gesagt, überflog eine hohe Röthe ihre Wangen.

Edgar hatte in dem Moment ihre Hand ergriffen, und drückte sie leise — seine Seligkeit war unaussprechlich. Eben stellten sich die Paare zu einem Walzer, er führte sie hin und sah im stolzen Triumph des Herzens über Alles hinaus; indeß sie immer röther durch die Furchtsamkeit, etwas zu versehen, ganz in sich selbst versank. Erst als die Harmonie der Musik und der Bewegung

sie wie sanfte Wellen trug, und Edgar sie zarter und leichter gefesselt hielt, wie ihre Gespielinnen, und so gleich in der Bewegung, das Wanken unmöglich war, da hob sich ihr Blick wieder, und schaute froh im kindlichen Genuß um sich. Eine neue Welt schwamm vor Edgars trunkenem Auge. — Jetzt mochten die Grundfesten der Erde zittern, er hielt seinen Himmel umfaßt.

Die stolze Haltung des jungen Mannes zog Aller Blicke auf sich. Viele der Tänzer traten ab, um dieß Paar tanzen zu sehen. Es war etwas Herrliches, Befriedigendes, vollendete Harmonie. Edgar sah, als er abtrat, daß sie bemerkt wurden, und enthielt sich, ihr ein Wort zu sagen, führte sie zur Mutter, und bat diese um Linchens Shawl, sie vor der strengen Herbstluft zu schützen. Der Vater bat, sich nicht zu setzen, sondern sich im Gehen nach und nach abzukühlen.

Sie gingen nun um die Lauben auf der großen Wiese spazieren. Einige Bekannte aus der Stadt gesellten sich in einiger Entfer-

nung zu den Eltern. Edgar küßte die schöne Hand, die auf seinem Arme ruhte, und dankte in wenigen Worten für das so einzige Verguügen, das ihm dieser Tanz gegeben habe.

Ich habe nicht geglaubt, erwiederte sie froh, daß der Tanz ein so großes Vergnügen sey.

In dem Augenblick kam einer der Herrn, die mit den Eltern geredet hatten und bat Linchen um den nächsten Walzer, nachdem er ihr vorzügliches Tanzen gelobt hatte. Verlegen hörte sie ihn an, doch etwas dreister antwortete sie dann: Sie wäre das Tanzen gar nicht gewohnt, und hätte sich vorgenommen, da sie der Tanz zu sehr ermüdet, nicht mehr als den einen zu wagen. Er möchte es gütig verzeihen, wenn sie bei ihrem Entschluß bliebe. Etwas beleidigt verließ sie der junge Herr; Edgar war freudig überrascht.

Das Lob, das der Herr meinem Tanzen gab, sagte sie freundlich, gehört Ihnen allein. Sie tanzen so sehr gut! hätte ich mit einem Andern getanzt, es wäre ganz anders ausgefallen.

Wie süß ist jedes Lob in Ihrem Munde, auch das Unverdiente! Ich habe nie gut getanzt; Sie haben die Probe noch nicht gemacht, ob ein Anderer nicht besser tanzt?

Nein, die will ich auch nie machen! es wäre mir unmöglich gewesen, mit dem Herrn da, den ich gar nicht kenne, zu tanzen.

O ich Glücklicher! rief Edgar aus der Fülle des Herzens.

Sie wurde etwas schüchtern. Ich kenne Sie zwar auch noch nicht lange, aber mir ist doch, als hätte ich Sie immer gekannt.

Die Mutter brachte in dem Augenblick eine Dame und fragte: ist sie nicht recht groß geworden?

Und hübsch! fiel die Fremde ein, und küßte sie, die sanfte Miene des kleinen Linchen ist noch immer dieselbe geblieben!

Das Mädchen glühte wie eine rothe Rose. Die Frau Räthinn, wie die Mutter sie nannte, nahm sie jetzt bei der Hand, und Edgar ging stumm neben dem Vater; der ihn bald in ein Gespräch verwickelte. Sie kamen an eine Glücksbude, und die Frauen

blieben davor stehen, um die schönen glänzenden Herrlichkeiten, die als Gewinnste aushingen, zu betrachten.

Sie müssen Ihr Glück versuchen, liebes Linchen, rief die muntre Räthinn, ich will mir den Spaß machen und für Sie einmal einsetzen. Wählen Sie eine Nummer. Linchen nahm eine, und als endlich das Glücksrad die Nummer herausbrachte, hatte sie — eine Niete.

Nun, sagte die Räthinn, desto besser! wer in dem Spielen kein Glück hat, hat es desto mehr im Heirathen. Geben Sie acht, Mütterchen, in der Lotterie giebt's für sie ein großes Loos.

Edgar, der das süße Mädchen immer im Auge behielt, hatte dieß auch gehört und das Wort Heirathen, das die Räthinn betonte, fiel wie ein Lichtstrahl in seine Seele. Er hörte nichts mehr von dem, was der Prediger sagte, und war heut' für Alles verloren.

Linchen war auch stiller geworden; der Scherz der Räthinn hatte auch bei ihr seine

Wirkung nicht verfehlt, nur wußte sie nicht, was sie so schwermüthig machte, und meinte, Edgar sei auch gar zu stille gewesen.

Was haltet ihr vom Heirathen? fragte Edgar am frühen Morgen den Greis und sein ganzes Gesicht zeigte diesem, daß es keine gleichgültige Frage sei.

Es ist nicht gut daß der Mensch allein sei, sprach Gott der Herr, ich will ihm eine Gehülfinn machen, die um ihn sei. Mild freundlich ruhte der Blick des Greises auf Edgars verklärtem Angesicht. Das fehlt Ihnen noch, oft hab' ichs so gedacht, eine gute Frau! Salomon sagt, wem ein tugendsam Weib bescheret ist, die ist viel edler als die köstlichsten Perlen! Haben Sie sich gestern was ausgesucht? Edgar fiel dem Greis stürmisch um den Hals: Ehrwürdiger, guter Vater! ja ich habe mir ein Weib gewählt, und für die Ewigkeit nur das Eine! — Linchen. —

Gott, du erfüllst alle meine Wünsche! rief der Greis, und nahm feierlich seine Mütze ab, Dir sei Dank! daß Du mich al-

ten armen Mann noch so am Rande des Grabes mit Segen überschüttest. Nichts, mein Sohn, konnte mir auf Erden noch so viel Freude machen, als das! So sind Sie geborgen, das ist ein Herz, das redlich ist vor ihm! und das Sie so lieb haben wird wie ich Sie lieb habe. Wenn ich nun nicht mehr da bin, so verlieren Sie nichts; bis jetzt habe ich Sie allein so treu geliebt. — Das Letzte sagte er unter Thränen mit zitternder Stimme, nie hatte er seinem Danke Worte gegeben. Edgar schluchzte an seinem Halse; doch die kräftige Natur erhielt bald den alten Gleichmuth und er fragte heiter: Wie weit er mit Linchen sei? Edgar erzählte.

Es ist heut zu Tage nicht mehr so die Mode, aber für Sie möchte ich Freiersmann sein; für Sie möchte ich noch einmal betteln. Was Sie da der Linchen sagen können, das ist doch nicht so, als wenn ich ihr so alles sagte von Ihnen. Hab' ich doch ein halbes Jahr mit Ihnen unter einem Dache gewohnt, und ein Brod mit Ihnen gegessen, wie sie thun wird. War Ihr Herz

mir nicht offen, und war es nicht rein vor dem Herrn, wie ein neugebornes Kind!

Ach, erst seit Ihr es geheiligt habt! seufzte Edgar, war ich nicht ein undankbarer verlorner Sohn, der die Güte des himmlischen Vaters verkannte?

Sie waren krank, aber rein von der Sünde. Ein unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der, die Wittwen und Waisen in ihrem Trübsal zu trösten, und sich vor der Welt unbefleckt erhalten.

Wohl unbefleckt aber nicht ungeirrt, wenn auch ohne grobe Fehler, nicht ohne große Schwächen.

Wer einmal wankt, der steht nachher desto sicherer. Und sagt nicht die Bibel sogar von einem Sünder: Es wird Freude sein bei den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut. Daß Sie irrten, das machten die Bücher — da ging es hier, vor die Stirn zeigend, drunter und drüber. —

Und die häßlichen glattzüngigen Menschen! seufzte Edgar.

Ja, die verwirrten da Alles! der Greis

legte die Hand auf seine Brust. Aber es ist vorbei, und damit gut.

Wo denken Sie zu wohnen? fragte schnell erheitert der Greis.

Hier bleibe ich, und Ihr bleibt auch hier.

Das nicht, mein Sohn!

Ja, es geht doch! ist das Haus zu klein, so bauen wir ein größeres.

Nun ja, hören Sie, der Nachbar verkauft Ihnen gleich seinen Garten, und da können Sie sich recht ausbreiten.

Ach Gott, aber wie lang wird das werden, vor Frühjahr können wir nicht bauen!

Fragen Sie einmal den Verwalter um Rath, vielleicht weiß der Ihnen ein Haus.

Edgar ging, und fand den Verwalter in trübes Sinnen versunken. Theilnehmend vergaß er, warum er gekommen, und fragte nach der Ursache seines Trübsinns.

So gehts, wenn man sich für fremde Leute quält, und nichts Eignes hat! da sitzt man, eh man sich's versieht, auf dem Trocknen.

Wie so?

O der Herr Major, dem das Gut gehört, braucht Geld. Schulden hat er, und will nun ein groß Haus machen, da muß er das kleine hier verkaufen.

Hier dies Gut?

Ja! ich bin mit Weib und Kind ohne Brod. —

Wie theuer? fragte Edgar hastig.

Vierzehntausend Thaler fordert er, funfzehntausend ist's werth, seit den acht Jahren, daß ich's habe.

Ich kaufe das Gut! rief Edgar, und Sie bleiben mein Verwalter und mein Freund.

Der Verwalter staunte ihn an; Edgar konnte sich's nicht erklären. — Sie?

Ich schreibe noch heute nach Hamburg, dort steht mein Vermögen in einer Handlung.

Der Verwalter fiel ihm um den Hals. Das hätt ich mir nicht träumen lassen, daß Sie so reich wären!

Reich bin ich erst im Hause eines Bettlers geworden, ihm verdanke ich alles; er ist ein Engel!

In jeder andern Stunde hätte der Ver-

walter dies nicht verstanden, aber in dieser schien auch ihm jeder gute Mensch ein Engel. Er rief seine Frau und fiel ihr jauchzend um den Hals, und erzählte mit Frohlocken: was es hier gäbe.

Jetzt schreibe ich dem Major, daß sich ein Käufer gefunden hat. Aber mein Gott, Sie kennen das Gut nicht, nicht einmal die Wirthschaftsgebäude und des Hauses Einrichtung droben, wo der Herr logirte, die Zimmer sind sonst immer verschlossen.

O wenn es nur groß genug ist, für mich, meinen Vater, die Kinder, und —

O, rief die Verwalterinn, auch für die eignen!

Edgars Auge blickte gen Himmel. Er nahm rasch den Säugling von ihrem Arm und liebkoste ihn mit Ungestüm. Linchen und seine Zukunft stand wie ein offnes Eden vor ihm.

Er eilte in des Predigers Haus, ohne selbst zu wissen was er jetzt eigentlich wollte, und nun jeden Augenblick verzagter, konnt er kaum die Thür des Hauses öffnen.

Die Mamsell Linchen ist im Garten, sagte die Magd.

Und die Frau Predigerinn?

Die ist drüben im Teichgarten, der Teich wird gefischt.

Edgar eilte über den kleinen Hof, und Linchen kam ihm aus dem Garten entgegen. Sie trug einen großen Monats-Rosenstock, der voll Rosen hing, und stellte überrascht den Topf in die Gartenthür nieder, und wußte kein Wort zu finden.

Blühen die Rosen immer in Ihrem Garten? fragt' er, der diese Art nicht kannte.

Ich will diese für den Winter erhalten, erwiederte sie freundlich. Man nennt sie Monatsrosen, weil sie in jedem Monat blühen. Sehen Sie, dort stehen alle meine Blumen, bis auf wenige, schon in Töpfen ausgepflanzt; alle die vom Frost leiden, dürfen nicht im Lande bleiben, ich war eben dabei beschäftigt.

Darf ich Ihnen wohl helfen? ich möchte gern lernen, wie man die Blumen pflegt,

ich liebe sie sehr, aber ich verstehe gar nichts von der Blumen-Gärtnerei.

O die will ich Sie gern lehren, sagte sie nun ganz fröhlich. Ich habe schon als Kind die Blumen gepflegt. Sehen Sie dort die Granion und das Heliotrop, die müssen vor allem noch ausgepflanzt werden. Und da helfen Sie mit, damit fein die Erde an den Wurzeln bleibt, wenn ich sie mit den Spaten erst tief rund herum absteche, und dann heraus hebe.

Es war bald geschehen, und Linchen lobte ihren Zögling; ihm nun einzeln ihre Blumen zeigend. Welche gefällt Ihnen am besten?

Dort die Rosen, die Sie dahin trugen; ich möchte sie die der häuslichen Glückseligkeit nennen, die blüht auch immer!

Auf Linchens Gesicht, dem Spiegel ihrer Seele, schimmerte aus den leichtbewegten Zügen etwas Fremdes, Verlegenes — Edgars Blick ruhte fragend an dem Ausdruck, sie fühlte es. Ich möchte Ihnen gern den Rosenstock geben, sagte sie nach einer Weile,

aber er gehört dem Vater. Und die andern Blumen gefallen Ihnen nicht so.

Wie himmlisch gut! rief Edgar. — O welch ein Segen, diese Blume aus des Vaters Garten, von seiner Hand die holde Rose.

Eine Blume darf ich Ihnen schon geben, die gehören mir. Sie eilte zu dem Rosenstock und brach die Schönste. Er küßte sie in ihrer Hand, und steckte sie an die Brust.

Sie sagten vorhin, die Blumen würden mir nicht gefallen, und sie gehören doch Ihnen. O bieten Sie mir eine Nessel, einen Dornbusch, und ich werde sie, meine größte Freude, pflegen. Suchen Sie mir Eine aus.

Sie ging unruhig zwischen den Blumen hin, besah alle, wählte aber keine. Immer stärker bewegte sich die blonde Locke, die auf das blendend weiße Halstuch gefallen war. — Noch einmal ging sie schneller durch, und blieb am Ende stehen, und legte die schönen Hände klagend zusammen — übersah die Blumen, blickte dann auf Edgar, dann wieder auf sie. Ach, die Blumen!

sie

sie hielt inne — sehen Sie, jede hat einen Fehler. Da, die ist die Schönste, Laurus dinus, der Vater nennt sie die Blüthe des Winters, aber sie hat keinen Geruch. Die da ist halb verblüht, die schief gewachsen, und die lassen welk die Blätter hängen, — ich habe sie zwei Jahre nicht gepflegt. — Nein, keine ist für Sie gut genug! stieß sie endlich mit klagender Stimme heraus.

Edgar ergriff ihre Hand und drückte sie an sein Herz. Diese Hand wollte mir etwas Vollkommenes geben — o dann weiß ich nur eines: Ihr Herz! Fühlen Sie wie das meinige ihm entgegen schlägt — Es hat nie, nie etwas so geliebt, als Sie!

Ach, mein Gott! lispelte das Mädchen und stand versteinert da, ihr Blick hing am Boden und auf ihrem Gesicht wechselte Röthe und Blässe.

Edgar ließ sanft ihre Hand los. Ich will Sie nicht bestürmen, Linchen! mein Herz bleibt immer dasselbe für Sie, was Sie mir auch sagen werden, wenn Sie das Ihre geprüft haben. Sie sollten das meine

erst ganz kennen lernen, war mein Vorsatz, mit seinen vielen Schwächen; es ist nicht so vollkommen, als das, was ich erbat von Ihnen; — aber ich konnte jetzt nicht schweigen! es drängte mich, Ihnen alles zu sagen.

Mit jedem seiner Worte zitterte das Mädchen heftiger.

O Linchen, was ist Ihnen! erschreckte sie, was ich sagte? fragte er, und drückte seine Hand heftig an die Stirn. Ach, daß könnte mir nur Gott tragen helfen!

Sie legte erschöpft ihre beiden Hände auf seinen Arm, und sagte mit gebrochner Stimme: Ich bin Ihnen — so gut! Ein Thränenstrom machte dem gepreßten Herzen Luft.

Er nahm sie an seine Brust, und küßte die Thränen von ihren Augen. Und da weinst Du, Linchen? O Gott und ich möchte mein Glück in die Welt rufen, laut wie die Posaune des Weltgerichts. Niemand kann Dich ja nun von meinem Herzen hinwegnehmen, selbst der Tod nicht! — Du und ich sind Eins!

Sie schmiegte sich fest an seine Brust, ganz hingegeben. Aber mein Vater, meine Mutter?

Würdest Du mich lassen, wenn es diese wollten?

Sie weinte heftiger. O ich könnte es nicht! seufzte sie leise.

Er drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen: jetzt bist Du mein Weib! Und nun wollen wir hingehen zu Deinem Vater, und ich will ihn bitten um die immerblühende Rose, die er in seinem Garten zog.

Sie gingen hinauf. Der Vater legte erstaunt die Feder hin, als er Edgar in sein Zimmer treten sah; Linchens jungfräuliche Furchtsamkeit hatte sie zurückgehalten.

Ich komme mit einem vollen, gerührten Herzen zu Ihnen, ehrwürdiger Mann, sprach Edgar, diese Stunde ist die heiligste meines Lebens. Hier vor dem Auge des Allwissenden betheure ich Ihnen, daß ich nie ein böser Mensch, oft aber ein schwacher war! Können Sie einen solchen zu ihrem Sohne annehmen, wenn Ihre Tochter ihn liebt?

Ich habe Brod, um sie anständig zu erhalten. O machen Sie einen glücklichen Menschen mehr in Gottes schöner Welt — geben Sie mir Ihr Linchen zum Weibe.

Ueberrascht, mehr noch gerührt stand der Prediger — da kam Linchen und warf sich um seinen Hals und sagte: Ach Vater, ich liebe ihn mehr als mein Leben!

Was Gott zusammen gab daß soll der Mensch nicht scheiden! rief der Vater und trocknete sich die Augen; da lagen Beide in seinen Armen, die Mutter blieb in der Thüre, wo sie eben hereintrat, stehen.

Komm Mutter! Gott hat dir noch einen Sohn gegeben.

Die Liebenden warfen sich in ihre Arme, und ihre stürmischen Liebkosungen erklärten ihr des Vaters Worte.

Sie nehmen Sie doch nicht von mir?!

Nein, gute Mutter. Ich habe mich als Käufer zu des Majors Gut gemeldet, der Verwalter sagte mir: daß dieser es verkaufen wollte, und da werden wir nahe Nachbarn, wenn Sie uns Ihren Segen geben.

Du mein Gott, wie schnell! Aber was gut ist, rief sie fröhlich, das kommt nie zu früh. Gott segne Euch!

Der Vater legte die Hände auf Beider Stirn, und sein zum Höchsten gewandter Blick sagte mehr, als Worte vermögen.

O nun muß ich auch meinen andern Vater holen, und die Kinder alle müssen sich mitfreuen! Der Sonntagsgroschen, den Du ihm gabst, Linchen! er soll Dir Zinsen tragen in meinem Herzen!

Liebe ihn, sprach Edgar, ihr den Greis zuführend, wie Du meinen Vater lieben würdest. Ich wäre nicht da, wenn er nicht gewesen wäre; er hat mir das Leben gerettet!

O das hat Gott gethan! sprach der Greis. Linchen fiel ihm um den Hals.

Gerührt und mit zitternder Stimme sagte der Greis, indem er Edgars Hand, die er in der seinigen hielt, in die ihre legte. Er ist ein Mensch nach dem Herzen Gottes! Lieben Sie ihn immer, wie ich ihn geliebt habe und lieben werde, so lang' meine Seele lebt!

Liebeszwist.

Von

Karl Stein.

Die reife Traube fiel vor des Winzers Messer, das falbe Laub vom Brausen des Nordwindes; der Herbst war gekommen. Die Vornehmen des Landes hatten fünf Monden lang auf dem Dorfe gegähnt, und eilten nun nach der Hauptstadt, dort des Jahres Rest zu durchgähnen.

Unter diesen befanden sich diesmal aber auch zwei Menschenkinder, die noch etwas thun wollten, das, in der Regel, dem Gähnen voran geht; das heißt: sie strebten sich zu verheirathen.

Baron Hochstein war der Eine; Frau Emma v. Funck die Zweite. Er jetzt vier und dreißig Jahre zählend, hatte gefunden, daß das Umherflattern zwar süß, daß Ru-

hen in guter Gesellschaft nach des Tages Last und Hitze aber noch süßer sei, und Emma, die junge und schöne Wittwe, schien wahrlich eine liebe Gesellschafterin. Diese meinte, ein Mann, der Geld zähle, Buch und Rechnung führe, vorlese und küße, sei für eine Frau von zwei und zwanzig Jahren, die nur ein Jahr vermählt gewesen, ein unentbehrlicher Hausrath; und Hochstein war von den Männern nicht der Uebelste.

Die Leute sahen einander in dem Hause der Frau v. Brose (die einstmals Kammerfrau bei Emma's Mutter gewesen, einen reichen bejahrten Herrn als Ehemann gefischt hatte, und seit Kurzem Wittwe war), gefielen sich gegenseitig, sagten das einander nach wenigen Wochen und versprachen sich zum Ehebunde, der im Frühlinge geschlossen werden sollte. Wie denn aber all solche Menschen, wenn der erste Liebeszauber geschwunden ist, über das Wie der Liebe, und deren Gegenstand, zu Bemerkungen gelangen, so geschah es auch bei Hochstein und Emma.

Er fand bald, daß sie höchst liebenswerth, doch auch sehr bekannt mit ihren Vorzügen, höchst gefallsüchtig und etwas leichtsinnig sey; und daraus schloß er, hier wär' es schwer, allein Hahn im Korbe zu bleiben. Emma, die von dem Anbeter forderte, er solle ewig tändeln und kosen, fand sich gekränkt, als er sie nicht immer umschwebte, und auch für andere Frauen Augen hatte; sie zog sich oft kühl werdend zurück, und er warf sich nicht, Verzeihung erflehend, zu der Göttinn Füßen; vielmehr trat auch er stolz und kalt zurück. Emma fing an ihn zu meiden; er befolgte das Beispiel. Als man sich darauf wiedersah, gab es Vorwürfe und Wortstreit; die Schöne entfernte sich noch mehr. Jetzt schien sein Glaube an ihren Wankelmuth ihm gegründet; er strebte nun, hell zu sehen, bis zu welchem Grade Emma unzuverläßig sei, und beschloß, ihre Beharrlichkeit auf die Probe zu stellen; dem Entschluß folgte die Ausführung.

Er entbot seinen Geheimschreiber Ewald, den er auf dem Lande zurück gelassen, zu

sich, entdeckte dem Gewandten seinen Entwurf, und fand ihn bereit, das Werkzeug zur Prüfung Emma's zu werden. Ewald war, als Schreiber eines hannöverschen Edelmannes, eine Zeitlang in England gewesen, und daher beschloß Hochstein, ihn als einen Engländer auftreten, und in dieser Gestalt in Emma's Nähe erscheinen zu lassen. Lord Edson traf in der Hauptstadt ein, stieg im ersten Gasthofe ab, ward durch Hochsteins geheime Mitwirkung in die ersten Kreise und Häuser eingeführt, und machte bald, theils durch seine Sonderlingslaunen bei den Männern, theils durch seinen Aufwand, am meisten aber durch seine angenehme persönliche Erscheinung bei den Frauen, nicht geringes Aufsehen. Emma sah ihn mit Behagen, suchte dem vielbelobten Britten zu gefallen, theils aus Eitelkeit, theils um Hochstein zu peinigen, und fand mit geheimer Freude, daß Edson sie vor Andern ihres Geschlechts auszeichnete. Hochstein wüthete eifersüchtig, und entwarf einen Plan, sich auf das Empfindlichste an der Treulosen zu rächen.

Das Mittel zur Vergeltung war bald gefunden; die Ankunft einer Französinn, der Gräfinn Hortense de Dorette, die jung und nicht reitzlos war, verschaffte sie ihm. Sie erschien als Fremde, nicht lange nach Edsons Ankunft, in der Hauptstadt. Sie war die Nichte eines französischen Verbannten, der in Paris unter Bonaparte eine wichtige Rolle gespielt hatte, nach seiner Entweichung aus dem Himmel der Franzosen aber in Deutschland Todes verblichen war. Von einem holländischen großen Hause empfohlen, ward sie bei ihrer Ankunft von ihrem angesehenen Gastfreunde im Hause der Frau v. Brose eingemiethet, und dieser zur Ehrenbewachung übergeben. Hochstein sah die Fremde öfter, fand sie zwar nicht so liebreitzend als seine Emma, aber doch sehr blühend und angenehm, näherte sich ihr stündlich mehr, je kälter er sich von der Wittwe zurückzog, setzte sich zu ihr in das Verhältniß eines Anbeters, und war überaus aufmerksam für sie, um der Nebenbuhlerinn, die fast immer zugegen war, recht

weh zu thun. Und Hortense war eine Französinn; sie bemerkte kaum, daß der Baron sich zärtlich zu ihr neigte, als sie seine Neigung erwiederte, immer etwas mit ihm zu schertzen und zu schwatzen hatte, und bald seine Mühe durch so vertrauliche Hingebung vergalt, daß Emma sich tausend Meilen weit hinweg wünschte.

Sie liebte ihn innigst, wie er sie, aber die entbrannte Eifersucht warf Beide auf die schrecklichste Folter, und leitete sie auf unsichere Irrwege.

Eines Tages machte Hochstein der Französinn ein Geschenk mit einem Papagoy; sie erwiederte die Artigkeit durch eine bedeutendere Gabe, indem sie ihm mit dem rückkehrenden Boten ihr, mit Edelsteinen besetztes Bildniß zusandte. Er bat sie darauf um eine geheime Unterredung, und richtete die Sache so ein, daß Emmas Vertraute, Frau von Brose, Nachricht davon erhielt, als Hortense sie ihm zugestand. Nun war er sicher, daß auch Emma Kunde davon em-

pfangen, und sich, was das Ziel seiner Wünsche war, recht sehr bestraft fühlen werde.

Herr Baron, sagte Ewald bei einer geheimen Zusammenkunft mit seinem Gebieter, Herr Baron, ich beschwöre Sie, nehmen Sie mir meine Rolle ab. Die Frau ist für mich zu liebreitzend, zwar Wittwe, aber jung, schön und frisch wie ein Mädchen, und das ist jetzt selten, da man versucht wird, fast all unsre heutigen Mädchen für Wittwen zu halten. Ich stehe für nichts. Jung bin ich, gerade kein Pavian, und besitze, einem solchen Weibchen gegenüber, ein höchst kitzliches Gemüth. O Herr, führ' uns nicht in Versuchung!

Sein Sie ruhig und nicht zu eitel, bemerkte Hochstein. Wenn gleich Emma leichtsinnig und gefallsüchtig ist, so —

So hoffen Sie doch, daß in der andern Schaale der Wage die Tugend die Gefallsucht hinaufschnelle? fragte jener.

Gewiß, versicherte dieser; ich kenne ihr Herz, sie denkt an Vermählung; aber ich möchte wissen, ob sie mich um mein selbst

willen liebt, und wie weit sie durch Leidenschaftlichkeit sich verleiten läßt.

Und wenn nun — fragte Jener — die schöne Frau noch andere Götter neben Ihnen haben wollte; wenn sie auf meinen Antrag, den ich ihr machen soll, bejahend antwortet?

Dann überlaß ich Sie Ihnen, oder jedem Andern und vermähle mich mit der Gräfinn Dorette, die meine Erklärung zu erwarten scheint, sagte dieser.

Hm, urtheilte Ewald, kein übler Geschmack. Hortense ist schön, liebenswerth, aber — und was mach ich am Ende?

Sie entdecken sich dann, meinte Hochstein, der Liebenden —.

Als bürgerlicher Geheimschreiber Habenichts? Schönen Dank! da zieh ich lieber in aller Eil und Stille von dannen! entgegnete Ewald.

Wer weiß, sprach Hochstein, ob nicht Ihr Heil bei Emma blüht!

Das zu hoffen bin ich nicht eitel genug, erwiederte der Getröstete, wenn mir gleich ein großer Theil der Eigenliebe zum Erbe

ward. Nein! nein. Ausserdem wird es, wie ich gewiß weiß, für die Wittwe nothwendig, einen begüterten Gemahl zu wählen; sie hat einen Rechtshandel und mit ihm viel Geld verloren; sie befindet sich eben jetzt in dringender Geldverlegenheit. Gesetzt, sie verzärtlichte sich wirklich in mich, und wollte bei meinem Stande ein Auge zudrücken, so müßte sie doch zurück treten, wenn ich ihr — was ich schuldig bin — entdeckte: daß es in meiner Casse so leer und wüst aussieht, wie in der Welt am ersten Schöpfungtage, daß ich nichts besitze als frohe Laune, und nichts zu hoffen habe, als nächstens Schulden halber eingesperrt zu werden. Ja, Herr Baron, sollte ich sterben, so werden viele Thränen um mich vergossen werden, nämlich von meinen Gläubigern.

Deshalb sein Sie unbesorgt, entgegnete lächelnd der Baron. Sie dienen mir zwar erst ein Jahr, aber Sie dienten redlich und geschickt; und wenn sie den gegenwärtigen Auftrag zu meiner Zufriedenheit ausführen, so übernehm' ich Ihre Schulden.

Auf jeden Fall? fragte Ewald.

Auf jeden Fall! versicherte Hochstein, und der Erkenntliche wußte kaum seinem Danke Ziel und Maaß zu geben.

Doch jetzt zur Sache zurück, fuhr der Freiherr fort. Senden Sie diese brillantenen Ohrgehänge an Emma mit einem Schreiben ab, in welchem Sie die Wittwe um eine Unterredung ohne Zeugen in ihrem Zimmer bitten. Deuten Sie in diesem Schreiben auf Heirathsantrag hin, und zeigen Sie mir dann Emmas Rückschreiben! Ewald gelobte pünktliche Ausführung und hielt Wort.

Der Brief sammt dem Geschenk ging ab; die Empfängerinn dankte freundlich in Antwort, und bewilligte die Zusammenkunft, von der sie wußte, daß Hochstein davon unterrichtet werden müße; denn die Brose war eine Schwätzerin, und diese machte Emma zu ihrer Vertrauten. Der Baron glühte vor Inngrimm, schalt die Geprüfte eine Leichtsinnige, eine Verrätherinn, und befahl

dem Eingeladenen: zu dem Bestell zu gehen, den er im Nebenzimmer belauschen wollte.

Aber, bemerkte dieser, ich dächte, Sie hätten an der Probe genug, da sie die Ohrgehänge angenommen hat.

Noch hasche ich nach Entschuldigungsgründen, sagte Hochstein. Emma ist, wie Sie selbst erzählten, in Geldnoth; vielleicht bedurfte sie eben jetzt der Hülfe, als das Geschenck einging. Der Schiffbrüchige greift nach jedem Brett, wärs auch nur klein.

Aber die Zusammenkunft? fragte Jener.

Sie hält den Engländer für sehr reich. Vielleicht rechnet sie, ohne die Folgen zu erwägen, auf Aushülfe, auf eine Anleihe. Laß sehn, wie weit sie geht.

Lachend sprach der Schlaue: Schon gut! Soll ich Ihnen sagen, wie weit der ganze Handel geht?

Nun?

Die Eifersüchtigen peinigen sich gegenseitig eine Zeitlang. Dann führt Verstand und Liebe sie zur Versöhnung und zum Altar. Das weiß ich, ohne ein Adam Müller

ler zu sein. Und mir wärs ganz recht, wenn es schon dahin wäre, denn unter zwei Liebenden steht der Prüfende am Schluß der Prüfung ganz erbärmlich da. Ueberdies bin ich auch ein wenig eifersüchtig auf Sie, Herr Baron, wegen der niedlichen Gräfinn. Unter uns, die prüfte ich lieber, wenn sie zu Emma wieder kehrten.

Schweigend und den Groll auf der gefurchten Stirn tragend, verließ Hochstein den Schwätzer.

Was hör ich? sprach Frau von Brose, als Emma ihr eröffnete, daß sie den Lord allein sprechen werde. Was kann Hochstein dazu sagen?

Dem Bestandlosen zur Pein beschloß ich eben so zu handeln, erwiederte Jene mit höher glühender Wange. Durch Eifersucht foltert mich der Verräther, während er mit der Gräfinn ein trauliches Verständniß unterhält.

Und was ist, forschte Diese, Ihr eigentlicher Plan bei dem Handel?

Den Meineidigen, entgegnete die Befragte,

mit seiner Gräfinn zu überfallen, wenn seine Untreue ganz erwiesen seyn wird, und, ihm zur Beschämung, vor seinen Augen dem Lord die Hand zu reichen. Zwar kenn' ich diesen kaum und lieb ihn nicht, doch seine Aussenseite ist erträglich, seine Laune belustigend, sein Reichthum lockend. Wie schnell will ich meine Gläubiger befriedigen! Welche glänzende Feste werd ich geben! Wie viel begehrenswerthe Dinge will ich kaufen! Unter uns: Edson kam zu rechter Zeit. Unter andern Umständen würd' er freilich kein Glück bei mir machen denn — ein Seufzer verschlang hier den Schluß der Rede.

Emma stand eine Stunde später, mit der Brose im Nebenzimmer, als Hochstein die Gräfinn allein sprach. Der Freiherr war Anfangs befangen, aber als er daran dachte, daß die Wittwe im Gemache nebenan lausche, faßte er Muth. Hortense redete mit leisem Vorwurf von seiner Verbindung mit Emma; da versicherte er, daß er dieses Verhältniß längst aufgehoben, und die Bestandlose

gern Hortensen aufgeopfert habe. Zum Beweise — fuhr er aufgeregt fort — zum Beweise der Wahrheit erlaub' ich mir die Bitte um Ihre schöne Hand. Reichen Sie mir diese recht bald, noch heute!

Die Gräfinn schwieg einen Augenblick und sprach dann: Wohlan, es sei. Sie haben mein Herz, nehmen Sie auch die Hand; ich gehe die Vorbereitungen zu unserer Verbindung zu treffen.

Sie bot dem Ueberraschten den Arm, der, einem Träumer gleich, neben ihr her ging. Im Nebenzimmer aber biß Emma fast die Lippen wund, und sprach jetzt zu der Brose: Was sagen Sie? das hätt ich nie von ihm geglaubt, für so bösartig ihn nimmer gehalten!

Die Vertraute urtheilte lachend: Hier seh ich den Beweiß, das Liebende von cholerischem Temperamente Kinder, und daher auch kindisch sind.

In diesem Augenblick ward Lord Edson gemeldet. Gereizt wie Emma war, rief sie alsbald: Herein mit ihm! und bat die Freun-

dinn, sie eilends zu verlassen. Die Gebetene gewährte, drohte aber bei dem Scheiden der Glühenden, schalt sie eine kleine Leichtsinnige und ging kopfschüttelnd hinaus, um im anstoßenden Zimmer den Baron, den sie erwartete, zum Zeugen eines ähnlichen Auftritts zu machen, als er so eben selbst ausgeführt, und auch ihn, wie die Wittwe, für Voreiligkeiten büßen zu lassen. Er blieb nicht aus. Als Edson zu Emma eintrat, stand Hochstein bereits mit hochklopfendem Herzen und horchendem Ohr an der Thürspalte.

Es gab einen gewöhnlichen Auftritt. Liebesversicherungen auf der einen, halb geduldete, halb abgewehrte Liebkosungen auf der andern Seite; Hochstein schmähte in Gedanken jetzt die Unbesonnene, jetzt den kecken Schreiber, der seine Rolle fast zu gut spielte.

Sagen Sie mir doch, fragte Edson, ist es wahr, schöne Frau, daß Sie einen gewissen Baron Hochstein geliebt haben?

Wahr, entgegnete sie, doch jetzt haß' ich ihn tödtlich. Reden Sie mir nicht von ihm.

Wohl. Also von mir, sprach der Lord, sich breit machend. Wie finden Sie mich? Hübsch? Nicht wahr? Nun Sie lieben mich, und ihr Geschmack ist natürlich gut, sehr gut.

Davon ein andermal! rief Emma schnell. Jetzt hören Sie mich. Man sagt, Sie besitzen ein großes Vermögen? Ist dem so?

Dem ist so! erwiederte Edson. Sie werden einst als Lady herrlich und in Freuden leben, und all ihre Freundinnen überstrahlen.

Sie werden also auch meine Finanzangelegenheiten ordnen. Dazu gehört ein Betrag von vier und zwanzig tausend Thalern.

Eine rechte Kleinigkeit. Ein Sandkorn von meinem Geld-Cimborasso! Sollen erhalten soviel Sie begehren. Doch zur Hauptsache: Wann feiern wir die Vermählung?

Sobald es Ihnen gefällt! entgegnete sie rasch und laut, als sie an jener Thür ein Geräusch vernahm, das Hochstein machte, um die Antwort vollständig zu hören.

Und wenn ich Sie beim Wort nähme? sagte Edson, und Heute spräche?

So würd' ich unbedenklich einwilligen!

erwiederte Emma, und legte ihre Hand in seine dargereichte Rechte.

Vortrefflich, jauchzte der Lord, so eil' ich zum Pfarrer!

Zum Notar wollen Sie sagen, sprach Emma, daß der den Ehecontract fertige, in welchem Sie mir einen bedeutenden Theil ihres Vermögens verschreiben.

Alles, alles! versicherte er. Also zum Notar! Gut! Dankend küßte er ihr die Hand, und ging, indem er kaum das Lachen unterdrückte. Schöne Frau! sagte er, als er die Thür im Rücken hatte, lachend, von meinem Vermögen würden sie kaum täglich eine Rumfordsche Suppe genießen dürfen.

Der Baron, der unterdessen, wie uns bewußt, daneben auf einer Folter gelegen, die er selbst erfunden, wollte bei den letzten Reden, mit welchen Emma sich dem Schein-Lord so übereilt ergab, schon hinausstürmen; doch die Brose hielt den Verzweifelnden zurück.

Seyn Sie gerecht! sprach sie. Wie dür-

fen Sie Emma tadeln, ohne sich selbst bitter zu schmähen? War Ihr Benehmen in der Unterredung mit der Gräfinn etwa besser, edler? Gehen Sie nicht weiter. Hinweg mit den Proben und Fallstricken! Ihr Leutchen seyd gerade für einander geschaffen. Das bekundet das gleiche Verhalten. Darum rath' ich zur Aussöhnung.

Zur Aussöhnung? rief er heftig. Und zur Rückkehr zum Narrenseil? Nimmer mehr! Mit diesem Ausruf eilte er fort, um im einsamen Zimmer seinen Grimm und seine Klagen über das tückische Walten der finstern Mächte auszutoben.

Während dieses Selbstgesprächs stand Ewald in der Kammer des Barons, und hörte deutlich, wie dieser sich die voreilige Erklärung an Hortense vorwarf, die Gräfinn mit Emma verglich, diese dabei gewinnen ließ, und endlich wünschte: daß nichts geschehen sey, und er noch in dem ehemaligen angenehmen Verhältniß zu der schönen Wittwe stehen möge. Doch, setzte er hinzu, wie würde man spotten, wenn ich unmännlich

und als reuiger Sünder zu ihr zurückkehrte! Wie würde sie selbst den Schwachen höhnen! Nein, jetzt ist alles zu spät; ich muß beharren!

Aber ich nicht! sagte Ewald zu sich. Ich nicht, nun ich gewiß weiß, wie die Dinge liegen. Er muß wieder an Emmas Seite stehn, und wird mirs einst danken, daß ich ihn dahin zurück führte. Hortense liebt mich, ihn nicht. Das hab ich weg; ich mache mich an die Gräfinn. Hochstein wird wüthen, und im Zorn sich wieder an die geliebte Emma hängen. So ersticke ich durch die zweite Eifersucht die erste, das Gift durch Gegengift. Und ich? Schöne Hortense! Willst du mein Hortenschen sein? Aber sie ist Gräfinn und reich. Das sind zwei dicke Aber. Doch laß sehn, wie weit wir kommen! Sprachs und eilte mit seiner gewohnten Keckheit nach dem Zimmer der Gräfinn, die wirklich einiger vielsagenden Blicke den Wildfang gewürdigt hatte, und ihn jetzt mit großer Freundlichkeit begrüßte.

Die Achtungsbezeigungen waren vorüber. Da erseufzte Hortense leise, als sie gedachte: Den hätt ich lieber als den Baron!

Ewald bemerkte das Seufzen, und fragte nach dessen Anlaß.

Sie gestand daß sie geheimen Kummer habe, wollte jedoch ihn nicht näher bezeichnen.

Sollte, forschte er und beobachtete sie genau, sollte Ihrem Geliebten, dem Freiherrn Hochstein diese leise Klage gelten? Sie läugnete das, und fragte: ob er den Baron kenne.

Aufs Genaueste, versicherte er, wir sind vertraute Freunde.

So können Sie mich wohl von seinen Eigenthümlichkeiten unterrichten.

Allerdings. Er ist ein wackerer Mann; nur hält er alles auf Stand und Reichthum. Er rühmt sich sehr damit, daß Sie ihm Ihr Bildniß geschenkt haben. Zweierlei ist ihm wichtig daran. Erstens: daß es mit Edelsteinen umgeben, und zweitens: daß es das Bild einer Gräfinn ist. Aus Ihrer Persönlichkeit macht er sich gar nichts.

Unruhig wandte Hortense den Blick bald da= bald dorthin.

Das Schlimmste ist, fuhr Jener fort, daß er Sie nicht ein Bischen liebt, sondern sich Ihnen nur nähert, um Frau von Funk zu ärgern. Er sieht Sie als ein Rache=Werkzeug an, und wenn er Sie heirathet, so thut er es blos aus Verzweiflung. Ich an Ihrer Stelle spränge ab.

Nun, sagte Hortense, zu Boden sehend, so wundere ich mich, daß Sie der Wittwe Funk den Hof machen. Die läßt sich ja augenscheinlich nur mit Ihnen ein, weil Hochstein Sie aufgab.

Haben Sie etwas gemerkt? fragte er. Sie nickte bejahend. Ich hab' es auch gemerkt, fuhr er fort, und beschlossen, die Frau aufzugeben, die mich als Nothhelfer und Diener des hochnothpeinlichen Liebes=Gerichtes zu gebrauchen beabsichtigt. Wie wär' es, meine Gnädige, wenn wir Beide unsere Schätzchen bestraften, indem wir sie verabschiedeten und — wie wär' es ferner, wenn Sie mich ein Bischen lieb hätten und

ein süßes Verhältniß mit mir begründeten? Ja, schöne Gräfinn, seit ich Sie kenne, bet' ich Sie an! O sprechen Sie ein gewährendes Wort zu meiner Bitte, und der berüchtigte Krösus ist ein armer Teufel gegen mich. Hier küßte er ihre Hand stürmisch. Sie seufzte wieder und sagte sichtbar verlegen: Wenn ich wüßte! — Freilich mein Herz —

O, flehte er, lassen Sie dieses entscheiden!

Ich liebe Sie, lispelte die Bestürmte, doch —

Da sank der Dränger kniend zu Boden und bedeckte ihre Hand mit Feuerküssen.

Jetzt sprang die Thür auf, Hochstein trat ein, und bebte, von dem Auftritt überrascht und aufgeregt, zürnend zurück.

Vortreflich! rief er. Indem ich Emmas Untreue zu rächen strebe, find ich eine neue Treulose; indem ich ein Prüfungs-Werkzeug wähle, entdeck' ich in ihm einen Verräther. Aber kennen Sie, Gräfinn! auch diesen Unwürdigen? Er ist mein Schreiber!

Mit zitternder Hand bedeckte Hortense die Augen.

Die Larve fällt, sprach aufstehend Ewald, aus ist der Spaß. Der Mäusefallen-Händler geht ab.

In diesem Augenblick trat Emma mit der Brose ein.

Wie? fragte die Erstere. Sie hier, Lord Edson?

Ein andermal die Erklärung! erwiederte Ewald und schlich in den Hintergrund.

Und auch Sie, Herr Baron? sagte die Brose. Doch find' ich es begreiflich. Sie besuchten die Verlobte.

Verlobte? wiederholte Emma. Herr Baron! Jetzt halte ich es für Pflicht, Ihnen zu sagen, daß diese Person keine Gräfinn, sondern meine Gesellschafterinn Doris Biring, die Tochter meines Amtmanns ist, die aus Gefälligkeit für mich diese Rolle übernahm, Ihre Beharrlichkeit zu prüfen.

Einem armen Sünder gleich stand Hochstein da.

So, so! sprach im Hintergrunde Ewald. Eine dito Mäusefalle; Mamsell in der Löwenhaut unsers Gleichen? Desto besser!

Wie Sie diese Prüfung bestanden, fuhr

die Wittwe fort, ist Ihnen bewußt; und darum nehm' ich hiemit feierlich mein Wort zurück. Sie sehen in mir die Braut dieses Mannes, des Lord Edson.

Lord Schreibfeder! sagte Ewald hervortretend. Aufzuwarten. Geheimschreiber in Diensten des Herrn Baron und gleichfalls eine Art von Versucher in der Wüste, werde daher schwerlich die Ehre haben können, den Bräutigam lang' englisch fort zu spielen.

Lachend warf die Brose sich in einen Sessel. Emma stand beschämt wie Hochstein diesem gegen über, und wie er zu Boden stierend die Nägel biß, so zupfte sie verlegen das Tuch fast in Stücken.

Leben Sie wohl, gnädige Frau! sprach jetzt leise Hochstein, und wendete sich zum Gehen.

Leben Sie wohl, flüsterte Emma und verbarg die quellende Thräne.

Wohl leben werdet Ihr nur beisammen, und darum müßt Ihr bleiben! sprach die Brose, zwischen beide tretend, und nahm

ihre Hände. Halt da, aufgesehen. Eine Zeitlang belustigten mich Eure eifersüchtigen Grillen, und die drolligen Formen, in welchen sie ans Licht traten; doch länger darf die Posse nicht währen, Ihr habt Euch nun gegenseitig bestraft, seyd zu gut um unglücklich zu werden, fühlt ganz gleich, wie die gegenseitige Probe darthut, und kennt durch diese einander ganz.

Allerdings! sagte lachend Ewald. Hier wird nicht, wie man zu sagen pflegt, die Katze im Sack gekauft. Denken Sie, hohe Herrschaften, an den schönen Mozartschen Zweisang: Lasset Frieden uns stiften! und versöhnen Sie sich gefälligst. Die Engel des Himmels rufen: Bravo! bei solchem Auftritt.

. Ein wenig mehr Besonnenheit und ein wenig minder Eitelkeit von Seiten der gnädigen Frau, fuhr die Brose fort; ein wenig mehr Vertrauen und ein bischen weniger heißes Blut bei dem Herrn Baron; ein wenig Ruhe mehr auf beiden Seiten, und Euer Glück, ihr Leutchen, ist gemacht, denn fürwahr! Ihr liebt einander mehr, als eben zur Ehe nothwendig ist. Und so führ' ich Euch an den

Platz, wohin Jedes gehört. Und sie zog die Schweigenden einander näher, und legte die erfaßten Hände in einander.

Allerdings handelte ich zu rasch, gnädige Frau! sprach leise bei gesenktem Auge, Hochstein. Können Sie verzeihen?

Unrecht, übereilt handelte ich! erwiederte mit geröthetet Wange Emma. Wollen Sie vergessen?

Hier und dort ein süßes: Ja! ein Händedruck erzeugte den zweiten, und jetzt schlug Herz an Herz unter frommen Vorsätzen des Nichtmehrthuns.

Mit drolligen Verbeugungen näherte Ewald sich der Amtmannstochter, und sprach mit gedämpfter Stimme: Der Lord war freilich nur plattirt, aber meine Liebe ist massive Arbeit. Befehlen Sie ein Seitenstück zu jener Umarmung? Ich stehe zu Diensten.

Wenn sich — entgegnete schalkhaft Doris — nach einem Jahre die Haltbarkeit wirklich erwiesen, so dürfte die ehemalige Gräfinn ein Auge zudrücken!

Auch eine Probe. Gut, da weiß man doch, wie lange man sich verstellen muß.

Es sey. Wenn Jakob sieben Jahr um Rahel diente, so kann ich es wohl auf ein Jahr versuchen. Doch eins beding ich aus: Bekommen Sie die Pocken, so nehm' ich mein Wort zurück. Doris nickte lachend, und legte die niedliche Hand in die seinige. Da rief er dem Baron zu, zeigte ihm die vereinigten Hände, und fragte: Auf jeden Fall?

Auf jeden Fall! erwiederte der Baron. Und die häusliche Einrichtung obendrein.

Tausend Dank! jauchzte er. Das ist eine vortreffliche Einrichtung. Doch, Herr Baron, noch eine Bitte. Sollten Sie, was der Himmel verhüten möge, die gnädige Frau wieder einmal zur Eifersucht reitzen wollen, so muß ich bitten, sich nicht mehr an die bekannte Gräfinn zu wenden; ich möchte sonst auch wieder Lord Edson werden!

So nahm der Liebeszwist ein günstig Ende. Nach einem Jahre war Hochstein und Emma ein glückliches Paar, und Beider Anhang, Doris und Ewald, nicht minder.

Bayerische Staatsbibliothek München

XX (1-4) 5.87

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gubitz, Friedrich W., 1786-1870

Gaben der Milde

Bd.: 1

Berlin 1817

P.o.germ. 2060 e-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129566-7